<36602030700014

Lieb Fräulein Unhold

von

Justin Mc. Carthy M. P.

Englische Romanbibliothek.
Sammlung der besten Novitäten hervorragender
englischer Autoren
herausgegeben von Paul Jüngling.

[16]

Lieb Fräulein Unhold

von

Justin Mc. Carthy M. P.

Berlin 1881.
Expedition durch Kogge & Fritze
(Separat-Conto).

Lieb Fräulein Unhold

von

Justin Mc. Carthy M. P.
Verfasser der „History Of Our Own Times.“

Autorisirte Uebersetzung von C. Düsterhoff.

Vierter Band.

Berlin 1881.
Expedition durch Kogge & Fritze
(Separat-Conto).

29. Kapitel.

Wieder daheim.

Die Challoners befanden sich wieder daheim in Durewoods. Sie waren im Winter über den Atlantischen Ocean gekommen und waren glücklich genug gewesen, eine ruhige See zu haben. Sir John bemerkte mit Vergnügen, daß an manchem kalten, klaren Tage, wenn das Wasser ruhig genug war, um einen Spaziergang auf dem Deck zu erlauben, Marie ungewöhnlich heiteren Sinn zeigte und in die Freude am Dasein wieder einzusehen schien. Er hatte sie mit einiger Sorge beobachtet, als sie an dem Tage ihrer Abreise von New-York auf dem Deck saß. Der Dampfer war überfüllt mit Freunden, die von ihren fortreisenden Freunden Abschied nahmen; so gab es denn sehr viele Küsse, Umarmungen und thränende Augen. Sir John bemerkte mit Angst und Staunen, daß seine Tochter kalt, apathisch und schweigend dasaß und die gerührte

Menge um sich herum mit Augen ansah, die kaum an irgend etwas Interesse zu nehmen schienen. Ihm wurde sehr bange. War sie wirklich unglücklich, oder gerieth ihre prächtige Gesundheit in's Wanken?

Als sie daher glücklich auf dem Ocean waren und sie auflebte, mit den Menschen zu reden anfing und wieder wie ihr altes Selbst war, nur vielleicht ein wenig übertrieben, da fühlte er sich sehr aufgeheitert. Es war ein hübscher, lebhafter junger Franzose an Bord, ein Seeoffizier, der auf der Stelle sein Herz an Fräulein Unhold zu verlieren schien, mit dem auch Fräulein Unhold sehr viel plauderte und, wenn es nicht gerade Fräulein Unhold gewesen wäre, könnte man sogar sagen, sehr viel kokettierte. Ihre Lebenslust schien zuweilen fast zu hoch zu steigen. Aber Sir John war wieder ruhig und entzückt. „Es ist alles in Ordnung," sagte er sich selber, „sie wird noch vollkommen glücklich werden. Wenn sie verheirathet ist, sich in dem Londoner Leben eingebürgert hat und sich in der Gesellschaft bewegt, wird sie so glücklich sein wie eine Königin." Von nun an fürchtete er wenig, wenn auch ihre Ausbrüche von Lebensmuth gelegentlich von Stunden des Mißmuths und der

Apathie gefolgt wurden, selbst nicht, als er bemerkte, daß der erste Anblick der Küste ihres Vaterlandes sie zurückfahren ließ wie in Schrecken und Widerwillen.

Ronald Vidal begegnete ihnen in Southampton. Er sah sehr hübsch aus und erröthete in fast knabenhafter Weise, als er Marie sah. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Wie geht es Ihnen, Ronald?“ und Ronald nahm ihre Hand, schien jedoch über diesen Empfang etwas verwirrt und küßte sie nicht.

Ronald ging sodann hin, um ihr Gepäck schnell durch die Hände der Zollbeamten befördern zu lassen, und Sir John blieb einige Augenblicke mit seiner Tochter allein.

„Ich denke, Du hast unsern jungen Squire erschreckt, Marie.“

„Wie so, Papa?“

„Je nun, ich weiß nicht, aber ich dächte, Du warest nicht sehr warm, indem Du ihn begrüßtest.“

„War ich das nicht? Ich wollte sehr freundlich gegen ihn sein.“

„Er wagte nicht, Dich zu küssen,“ sagte Sir John mit einem Lächeln.

„Hätte sich das gehört?“

„Nun, ich weiß nicht recht, ob es sich unter den obwaltenden Umständen gehört hätte oder nicht gehört hätte. Aber ich sollte denken, er hätte es wagen dürfen.“

„Ja nun, wenn es sich so gehört. Aber ich wußte es wirklich nicht. Ich denke auch, er erwartete es schwerlich von mir, daß ich ihn küssen würde. Ich bekenne, daß ich dem nicht gewachsen bin.“

„Er schien mir nur etwas entmuthigt, Marie.“

„Aber manche Leute sind so leicht entmuthigt.“

„Da kommt er,“ flüsterte ihr Vater hastig, ziemlich froh, daß die Konversation zu Ende war.

Sie waren mit dem Zollhause fertig, und Ronald hatte ihnen ein Coupé im Schnellzug nach London besorgt.

„Marie sieht blaß aus, finde ich,“ sagte Ronald, als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte.

„Jeder sagt mir, ich sähe blaß aus,“ sagte sie mit einem Anflug von Muthwillen in der Stimme. „Mir ist vollkommen wohl. Ich bin von ganz ordinärer Gesundheit, gar nicht wie die feinen Leute. Aber es ist hier so naßkalt, wie könnte denn einer

anders als blaß aussehen? Hat es die ganze Zeit über geregnet, Ronald?"

„Recht sehr viel. Es war für mich eine sehr trübe Zeit, Marie."

„Wirklich? Ich dachte gar nicht, daß Sie sich viel um das Wetter kümmerten."

„Sie wissen, daß ich das nicht thue, und Sie wissen auch, daß es nicht das war."

„Was haben Sie die Zeit über angefangen? Ich sah, daß Sie geredet haben. Wir bekamen die Zeitungen, und ich las Ihre Reden, sie gefielen mir auch sehr gut." Ihre durchbrechende Herzensgüte diktierte ihr diese Worte, denn sie fand selbst, daß er unbefriedigt aussah, und fragte sich, was für ein Recht sie hätte, an ihm soviel auszusetzen und ihm das Leben unbehaglich zu machen. „Und Sie sind jetzt eine förmliche Berühmtheit! Leitartikel in den Zeitungen über Sie! Die Times besteht darauf, daß, was Sie gesagt haben, völlig unpassend und unzeitgemäß ist, und ich weiß nicht, was noch alles; die Daily News erklärt, daß Sie das rechte Wort zur rechten Zeit gesagt haben. Ich halte es mit der Daily News."

Ronald war jetzt vollkommen glücklich. Er

brach hervor mit einem vollen Bericht alles dessen, was er gesagt und gethan, und warum er es gesagt und gethan hatte, und was jeder Einzelne mit ihm darüber gesprochen, und wie sein Vater ihm gesagt habe, wenn er in dieser Weise fortfahre, seine verwünschten Theater fallen lasse und sich im Leben fest niederlasse (wie er mit einem schnellen Blick auf Marie hinzusetzte), so könnte er zu etwas kommen. Er erzählte, wie Gladstone ihm Komplimente machte, und wie Dizzy in seiner Entgegnung wunderbar höflich war, und wie Bright im Rauchzimmer zu ihm trat und ihm sagte, er hätte eine feine Rede gehalten, ihm aber empfahl, kürzere Worte zu brauchen, die alten englischen Dichter zu studiren und nicht zuviel Latein anzuführen. „Und er hat Recht, Marie, bei Gott! er hat Recht, und Bright ist der einzige große, wirklich große Künstler in der Beredtsamkeit, den wir haben, Marie.“ Er sprudelte noch sehr viel mehr Politisches hervor und war außerordentlich entzückt über Marie und über sich selbst und über alles Uebrige.

Dann und wann erhellten sich auch Marie's Züge ein wenig. Das war allerdings ein schönerer

Prospect als ein Leben mit Financiers und den Magnaten der Eisenbahn und dergleichen Leuten, deren Gespräch sich, wenn nicht gerade um Ochsen und Mastvieh, so doch um Wechsel und Werthpapiere drehte. Sie kam auf den Gedanken, daß es doch etwas wäre, sich in einer Gesellschaft zu bewegen, die aus den Häuptern der Politik und ihren Anhängern bestand. Sagar jenseits des Oceans hatte sie mit einem gewissen zündenden Stolz die Reden gelesen, die ihr Liebhaber gegen das Ende der Session gehalten, und die Bemerkungen und Kritiken, die dadurch hervorgerufen worden. Sie war überzeugt, daß Ronald Vidal die Fähigkeit besaß, sich in der Politik aufzuschwingen, und sie selbst die, sie zu verstehen. Sie sagte ihm in wenigen warmen Worten, wie sie sich freue, daß er einen solchen Erfolg gehabt habe.

„Ich verdanke es alles Ihnen," sagte er in leisem Tone. —

Ronald Vidal hätte nun, wären nur Schicksal und Eisenbahn damit einverstanden gewesen, ihre Hand in die seinige nehmen und sie dreist küssen sollen, vielleicht zweimal, um dann aber sogleich wegzugehen und sie zurückzulassen, damit sie den

Rest des Tages und den Abend in Muße seiner gedenken konnte unter dem Eindruck all des Günstigen, das sie gehört hatte, vielleicht mit dem Gefühl, daß sie willig ihr Leben hätte aufgeben mögen, um einen Theil des seinigen daraus zu bilden. Aber Mr. Vidal wußte das nicht und dachte nicht daran, und jedenfalls jagte der Schnellzug so eilig dahin, daß er unmöglich herauskonnte, wenn er nicht einen Leichnam aus sich machen wollte. So blieb er denn an Marie's Seite und plauderte mit ihr, während Sir John die Zeitung las.

Mr. Vidal war so glücklich gemacht, daß er wieder ganz er selbst wurde, und in der Besorgniß, daß Marie durch zuviel Politik könnte gelangweilt werden, ging er zu persönlichen Neuigkeiten über. Er erzählte ihr allerlei von verschiedenen Personen, die sie kannte, und von sehr vielen mehr, die sie nicht kannte. Er erzählte ihr von den neuen Schauspielern und Sängern, von der Gemäldeausstellung des Winters und von all den neuesten Moden, Launen und Tändeleien der Gesellschaft. Er fand kein Ende bei seinen Beschreibungen von dieser oder jener Dame, ihrem Anzug, ihren Zimmern und ihrem Porzellan. Er sprach von

Heirathen, die geschlossen werden sollten, und ein paarmal fing er Geschichten aus dem Privatleben dieser oder jener Familie an, brach dann aber plötzlich in der Mitte ab und schien etwas verwirrt. So zeigte er sich denn also durchaus nicht so zu seinem Vortheil als bei dem Gespräch über Politik.

Marie wunderte sich, wie ein so gescheuter junger Mann, der gerade in eine so noble und interessante Laufbahn eintrat, sich soviel um alle die Dinge bekümmern konnte, von denen er jetzt redete. Sie war erstaunt, daß er sie gar nicht nach dem fragte, was sie auf ihrer Reise gesehen hatte, und was doch ihr so wunderbar und herrlich erschien. Sie fragte ihn sogar, warum er sich darnach nicht erkundigte. So mußte er denn den höflichen Wunsch aussprechen, alles darüber zu hören; doch hörte er bei nichts lange zu. Als ein Zuhörer war Mr. Vidal nichts werth, und gar aus Reisen machte er sich das allermindeste, es wäre denn als ein Mittel, neue Bekanntschaften zu machen. Kaum etwas von allem, das Marie ihm von den Leuten erzählte, konnte ihm Interesse abgewinnen; alle Augenblicke unterbrach er sie in ihrer Beschreibung, bat um Pardon und mußte ihr nur schnell, damit er es

nicht vergäße, von dem lächerlichen Hause erzählen, das Lady Jervis bauen ließ, und „alle Welt spricht davon — die alte Lady Jervis, Sie wissen doch,“ oder etwas Aehnliches von gleichem Interesse. Marie dachte an den Tag, wo sie mit ihm den Hügel von Durewoods hinanstieg und ihn zu einem Blick auf die Umgebung und einem Gespräch darüber zu bringen versuchte, aber ohne Erfolg. Sie gab jeden weiteren Versuch auf, ihn jetzt für das zu interessiren, was sie gesehen hatte, sondern lauschte nur mit möglichster Aufmerksamkeit auf alles, was er zu sagen hatte, und Mr. Vidal wurde wieder glücklich.

Als sie London erreichten, sah Marie eine Dame aus einem Waggon steigen, die schon von New-York zusammen mit ihnen gereist war, und für die sie sich sehr interessierte, obwohl sie sie nur einige Male gesehen hatte. Die Dame war viel seekrank gewesen und hatte sich selten gezeigt. Sie war sehr schön, dachte Marie, obgleich sie etwas verlebt aussah. Sie hatte Schatten um die Augen, die ihr ein melancholisches und romantisches Ansehen gaben. Auch hatte sie eine prächtige Masse goldenen Haares und eine sehr stattliche Persönlichkeit.

Als sie jetzt auf dem Bahnhof ausstieg, ertheilte sie ihren zwei Mädchen und einem Diener in Livree ihre Befehle, mehrere Freunde erwarteten sie, und sie erschien Marie wie eine fremde Prinzessin oder eine andere distinguierte Person dieser Art. In dem kleinen Getriebe um Sir John Challoner's Wagen, Diener und Gepäck sah Marie, daß die schöne Dame Ronald Vidal grüßte, der zu ihr trat, ihr die Hand gab und einige freundliche Worte mit ihr redete.

„Wer ist das?" fragte Marie, als sie im Wagen saßen und wegfuhren, „jene Lady mit dem schönen Gesicht? Ich möchte so sehr gern wissen, wer sie ist."

Vidal lachte.

„Das ist Rosamunda Shirley — Mrs. Mattocks ist jetzt ihr richtiger Name. Sie ist Ihre Reisegefährtin gewesen? Sie hat in den Vereinigten Staaten gastiert — hat eine Unmasse Geld zusammengeschlagen, wie sie mir sagt. Sie wird's auch schon alles brauchen — Mattocks spielt wie nur einer — kann nicht aufhören — verliert immer."

„Aber wer ist denn Rosamunda Shirley?"

„O, Sie wissen, es ist eine Schauspielerin.

Wir hatten sie eine Saison hindurch in der Mayfair — ich meine, die Besitzer der Mayfair engagierten sie damals. Sie heirathete einen Mann Namens Mattocks, der in einem Kavallerieregiment war. Er mußte den Dienst verlassen — ein regelrechter Thunichtgut — jetzt lebt er von ihr. Aber nach Amerika wollte er trotzdem nicht mit ihr gehen."

„Sie sieht sehr unglücklich aus," sagte Marie. „Ich konnte mir denken, daß sie eine melancholische Geschichte hat. Ist sie eine gute Schauspielerin, Ronald — spielt sie in der Tragödie?"

„Tragödie! o bewahre! In Burlesken, Possen und so was. Nein, sie hat nicht das Zeug zur Schauspielerin; aber sie kann ein bischen singen und ein bischen tanzen, hat eine schöne Figur und sieht auf der Bühne sehr gut aus. Das Haar ist nicht ihr eigenes, können Sie sich denken" setzte der aufrichtige Jüngling hinzu.

„O! ich hätte sie so gern kennen gelernt; aber wenn sie nicht wirklich eine Künstlerin ist, so denke ich nicht —"

Vidal sah bestürzt aus.

„O, Sie dürften sie nicht kennen!" sagte er. „Sie ist ja gar nicht übel — ich habe nichts groß

wider sie gehört — aber es ist eine wunderliche Gesellschaft, der Mann und alle."

„Auf jeden Fall," bemerkte Sir John kalt, „nehme ich an, daß Ladies im allgemeinen mit Possenactricen, keine Bekanntschaft haben."

Sir John war ziemlich mißvergnügt über diesen Zwischenfall, und Ronald fing zum ersten Mal an, einzusehen, daß es eine etwas unglückliche Geschichte war. Vidal nahm kaum jemals Rücksicht auf den Gesichtspunkt anderer Leute, und es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, daß Marie unzufrieden sein könnte über seine Bekanntschaft mit einer Schauspielerin, die sie nicht kennen durfte. „Es war doch nie etwas Schlimmes an der armen Rosie," dachte er. Seine Mutter und Schwestern wußten vollkommen wohl, daß er eine Unmenge Bekanntschaften aus Rosie's Kreisen hatte, und kümmerten sich niemals darum.

„Ich habe sie — Mrs. Mattocks — schon eine Ewigkeit nicht gesehen," beeilte er sich zu sagen. „Unsere Bekanntschaft war nur sehr oberflächlich. Ich hielt ihn immer für einen zu großen Taugenichts."

Niemand sagte noch etwas über den Gegenstand,

und Ronald schwatzte über etwas Anderes. Der Regen strömte hernieder, und Marie fand, daß London unaussprechlich düster aussehe. Sie sah durch die Wagenfenster und frug sich ein paarmal, ob denn gar keine Möglichkeit wäre, im Vorbeifahren Christmas Pembroke auf den Straßen zu sehen. Mehr als einmal war sie auf dem Punkt, Mr. Vidal zu fragen, ob er nichts von Pembroke wisse; aber irgend ein Grund, den sie kaum sich selber hätte erklären können, hielt sie davon zurück, diese Frage zu stellen. Vidal sagte nie ein Wort über Pembroke, weil er, wie schon bemerkt, selten auch nur der Existenz des jungen Mannes gedachte.

Endlich kam die Fahrt zu ihrem Ende, und Marie war zu Hause, in Kensington. Nicht lange jedoch blieb sie daselbst. Ihr Vater führte sie eilig hinüber nach Durewoods, und sie war froh, gehen zu dürfen — vielleicht um so mehr, da Ronald Vidal sie nicht begleiten sollte. Er sollte ihnen bald folgen: „wenn die Dinge geordnet wären.“ Er nahm mit einem Druck ihrer Hand, die sie ihm hinreichte, Abschied, und wagte es nicht, sie zu küssen.

Die Challoners fuhren mit der Eisenbahn nach Baymouth und machten von da den ganzen Weg

um die Bai herum zu Wagen. Sie vermieden die Seefahrt, obschon die „Trotzige Dirne“ noch nicht verunglückt war. Sir John wollte seine Tochter dem rauhen Winde und der tobenden See nicht aussetzen, so wenig wie dem durchnässenden Regen auf Deck oder der erstickenden Luft in der Kajüte der „Trotzigen Dirne.“ Sie hatten also eine sehr trübselige Fahrt; die Wagenfenster waren geschlossen, und der Regen klatschte gegen die Scheiben. Sie konnten von der Gegend nichts sehen und sprachen nur wenig. Man näherte sich Durewoods, sozusagen von der Hinterseite, und Marie hatte fast ihren eigenen Grund und Boden erreicht, ehe sie wußte, wo sie sich befand.

„Kann das wirklich Durewoods sein?“ fragte sie, indem sie mit den Augen durch Nebel und Regen hindurchzudringen suchte. „Dieser greuliche Ort, so aufgeweicht und verödet?“

„Das ist allerdings Durewoods. Sage der Heimath willkommen, Marie!“

„Es scheint mir ein sonderbares Willkommen zu sein! Ist es möglich, daß mein geliebter Hügel sich irgendwo hinter dem Himmelsgrau verstecken, und daß Dione Lyle's Balkon und Rosengebüsche

sichtbar sein können? Nun — vielleicht ist es so um so besser."

„Warum, Marie?"

„Es wird um so leichter sein, von Durewoods zu scheiden, Papa."

„Du sprichst von einem Scheiden von Durewoods, als ob Du in ein Exil gingest, Marie. Durewoods wird hier ganz ebenso bleiben — für Dich und Ronald immer."

„Ja, es wird hier bleiben," sagte Marie, hielt dann aber inne, und jetzt fuhr der Wagen durch die Pforte, die Allee entlang und vor der Hausthür vor.

„Es soll mich freuen, die gute alte Sarah Cramp zu sehen, Papa. Wenn sie weiß, daß wir kommen, wird sie gewiß hier sein, um mich zu begrüßen."

Aber Sarah Cramp wußte nicht, daß sie kamen, und eine der ersten Neuigkeiten, die Marie beim Eintritt in die Halle hörte, war, daß die gute alte Mrs. Cramp todt und begraben war. Marie konnte nicht ihre Thränen zurückhalten um die treue alte Freundin, die dahingegangen war. So stand es mit ihrem Willkommen daheim in Durewoods. —

Aber es gab nach einer so langen Abwesenheit sehr viel zu thun, viele Leute zu sehen, Instruktionen zu geben und Fragen vorzulegen. Marie hatte, wie wir schon wissen, es stets geliebt, ihre eigene Haushälterin zu sein, und man verständigte sich dahin, daß sie auch nach ihrer Vermählung noch Haushälterin von Durewoods sein sollte, so oft sie und ihr Gatte auf's Land gehen würden. Auch in der Stadt sollte sie recht viel nach ihres Vaters Haushalt sehen, und wenn er Gesellschaften gab, denen auch Damen beiwohnten, sollte sie an seinem Tische präsidiren. So wollen wir denn unserem lieben Fräulein Unhold Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß sie ihre kostbare Zeit nicht mit bloßen Klagen verschwendete. Auf dem Lande oder doch jedenfalls in einem Orte wie Durewoods, wo die Dienstboten noch sehr einfältig und primitiv sind, wo ihre Augen noch ziemlich unverwandt auf die Hände ihrer Frauen sehen — hatte Marie wirklich recht sehr viel zu bestimmen, zu unterweisen und anzuordnen. Sie verglich sich zuweilen mit Squire Hardcastler, wie er seine Domestiken abrichtete, oder zuweilen, wenn sie zu einem heroischeren Vergleich aufgelegt war, mit Alexander Farnese,

der zu sagen pflegte, daß er seit einer ganzen Reihe von Jahren niemals eine ungestörte Stunde gehabt habe. Das späte Aufsitzen unserer Heldin war ihr hauptsächlich wegen dieser steten Beschäftigungen zu einer lieben Gewohnheit geworden.

Marie war sehr angenehm berührt, als sie ihren Vater sagen hörte, daß sie sogleich müßten anspannen lassen, um Miß Lyle einen Besuch abzustatten. „Das muß noch vor Tische geschehen," sagte er. „Sie würde es übel nehmen, wenn wir nicht gleich kämen."

Das schien sehr rücksichtsvoll und freundlich von Sir John, der neuerdings nicht oft Zeit gehabt hatte, den Eingebungen einer bloßen Freundlichkeit zu folgen. Aber andere Gefühle als diese oder ihre alte Freundschaft bestimmten Marie's Vater. Er war von der Angst verfolgt worden, daß Christmas in eine ungehörige Weise umschlagen und vielleicht seine ganze Geschichte Dione Lyle erzählt haben möchte. Sir John wußte nicht, ob der junge Mann noch in England wäre oder nicht, und er sehnte sich darnach, es zu erfahren. Hätte er glücklich das Land verlassen, so wäre Sir John glücklich gewesen, und hätte er nur in London dar-

über Gewißheit erlangen können, so würde er seine Tochter nicht nach Durewoods und in Dione Lyle's Bereich gebracht haben. Seine übertriebene Vorsicht machte ihn scheu, etwas über Pembroke zu sagen, sei es auch zu wem immer, damit nicht am Ende die betreffende Person etwas argwöhne und etwas weitersage, was andere Personen Argwohn schöpfen ließe. Seine Kenntniß der menschlichen Natur und des Ursprungs der menschlichen Handlungen war sehr einfach, gilt aber bei Vielen für eine durchdringende Weisheit. Er kam zu seinen Schlußfolgerungen dadurch, daß er annahm, jeder Mensch werde von denselben Beweggründen und Interessen beeinflußt wie er.

Daher war Sir John ängstlich besorgt, Miß Lyle baldmöglichst zu sehen, und fest entschlossen, daß die erste Begegnung zwischen ihr und seiner Tochter nur in seinem Beisein stattfinden solle. Er hatte einen starken Glauben an seine Macht, die schlimmsten Konsequenzen einer ungeschickten Frage oder Enthüllung, wenn nöthig, durch persönliches Dazwischentreten abzuwenden. Er würde es schon verhindern, daß man zu einer klaren Aussprache über die Dinge kam. Ein rechtzeitiges Trüben des

Wassers ist in solchen Fällen oft von großem Vortheil, und Challoner hielt sehr viel von diesem Trüben des Wassers.

Sie besuchten Miß Lyle in halb förmlicher Weise, wennschon die Förmlichkeit dadurch etwas gestört wurde, daß Merlin sich bei Marie's Anblick so enthusiastisch freute, ihre Hand erst küßte und sie dann verschiedene Male ungestüm von links nach rechts schüttelte. Der biedere Merlin war ganz besonders stolz auf seine Kenntniß englischer Gebräuche, und Miß Lyle's begünstigteren Freunden schüttelte er immer die Hände in dieser derben Manier. Zuweilen passierte es ihm, daß, wenn er gerade in sehr gnädiger Laune war und ein fremder Besucher zum ersten Mal kam, er dem Fremden die Hand schüttelte, ehe er ihm noch erlaubt hatte, nach Miß Lyle zu fragen.

Selbstverständlich war Miß Lyle zu Hause und freute sich herzlich, Marie bewillkommnen zu können. Diese zwei Frauen hatten sich wirklich sehr lieb und waren von Herzen treu gegen einander. Das erschien John Challoner seltsam, aber eine Täuschung war darüber nicht möglich, und er war glücklich darüber. Er hatte ja Miß Lyle in Verdacht, daß

sie ihm feindlich und mißtrauisch gegenüberstand und ihm noch eine Rache schuldig war, und da ein verständiger Mann weiß, daß ihm niemand enthüllen kann, wann, wo oder wie irgend ein Feind ihm Schaden zufügen kann, so war es ihm angenehm, daß Dione seine Tochter lieb hatte. Dadurch war sie ihm doch gesichert — außer vielleicht, wenn es sich um eine romantische, alberne Liebesaffaire handelte wie die von Christmas Pembroke.

Der Besuch war freundschaftlich und liebenswürdig; unangenehme Themata wurden gar nicht vorgebracht. Die Dame des Hauses war diesmal nicht auf ihrem Balkon.

„Ich kenne Sie kaum, Miß Lyle, wenn Sie so außerhalb Ihres Balkonzimmers sind," sagte Marie. „Darf ich hineingehen und mich einmal umsehen?"

„Aber der Balkon ist verschlossen, Marie, und es ist so naß und jämmerlich."

„Wenn auch, ich möchte doch gern einmal hinausblicken. Ich habe die See noch gar nicht gesehen."

„Ich dächte, von der See hätten Sie genug; aber, meine Liebe, gehen Sie, und geben Sie dem

Balkon auf einen Augenblick ein lichtes Aussehen, indem Sie darin stehen."

„Hüte Dich, Marie, daß Du Dich nicht erkältest," fügte ihr Vater hinzu.

Als sie gegangen war, wandte sich Dione an Sir John und sagte scharf und unvermittelt: „John, wissen Sie etwas von Christmas Pembroke?"

„Nichts, Dione; seit meiner Rückkehr habe ich nichts von ihm gehört, habe auch noch nicht viel Zeit gehabt. Ist er abgereist?"

„Ich denke, ja; aber ich weiß es nicht. Ich habe nichts von ihm gehört. Er ist weder zu mir gekommen, noch hat er mir geschrieben — auch nicht einmal eine Zeile des Abschieds. Ich finde das sehr sonderbar — undankbar vielleicht. Er ist ein guter Junge, und es muß ein Grund dazu vorliegen. Ich habe mir schon gedacht, es muß ihn jemand wider mich aufgereizt haben."

„Ich weiß von garnichts. Er schrieb mir vor längerer Zeit, daß er vorhabe, sogleich nach Japan zu gehen; ich vermuthe auch, daß er gegangen ist."

„Ich vermuthe es auch, aber — nun, Marie, wie gefällt Ihnen die Aussicht unter diesem Himmel?"

Sir John ging sehr beruhigt mit seiner Tochter nach Hause. Augenscheinlich war Christmas fort und Dione in keinem Verkehr mit ihm, auch nicht geneigt, mit Marie über ihn zu sprechen. Sir John fing an zu denken, daß alles ganz vortrefflich ginge.

30. Kapitel.

Sie wollte und wollte nicht.

Schwer fiel am andern Tage der Regen auf Durewoods hinunter, verwandelte die Straßen in Schmutzkanäle und entzog See und Himmel gleicherweise dem Anblick. Dione Lyle saß in dem Zimmer mit dem Balkon; aber der Balkon selbst hatte längst aufgehört, ein erträglicher Aufenthalsort zu sein. Miß Lyle war allein; sie saß neben einem kleinen Tische, auf den sie den Ellenbogen stützte. Es war Abend, und der Wind heulte zwischen den Bäumen wie eine Todteneule. Dione fühlte sich sehr gedrückt. Plötzlich vernahm sie einen Laut, und als sie nach der offenen Stubenthür blickte, sah sie Marie Challoner dastehen.

„Sie sahen so malerisch aus, Miß Lyle, daß ich mir's nicht versagen konnte, Sie einen Augenblick näher zu studiren."

„Es freut mich so, Marie, daß Sie gekommen

sind. Ich fing an, mich sehr einsam zu fühlen. Ich vermuthe, daß wir mit dem zunehmenden Alter derartige Empfindungen immer mehr durchmachen müssen — früher hatte ich es sehr gern."

„Aber Ihr Alter nimmt nicht zu, Sie sind immer dieselbe — wie ein Gemälde. Wenn es mit Ihnen einmal zum Sterben kommt, so bin ich überzeugt, werden Sie nicht in der Weise sterben, wie wir gewöhnliche Leute sterben müssen, — Sie werden sich einfach in ein Gemälde verwandeln und dies Haus für immer schmücken."

„Das ist eine ganz hübsche Idee, Marie. Trinken Sie ein Täßchen Thee?"

„Ja, bitte. Ich kam dem Thee zu Liebe her — und um Sie wiederzusehen. Mir wurde auch sehr einsam zu Muthe."

„Kommen Sie her zu mir, meine Liebe, lassen Sie mich Ihr Aussehen ein wenig mustern. Warten Sie, ich will nach den Lampen klingeln. Es ist zu grau und dunkel."

„Nein, Miß Lyle, bitte, examiniren Sie mich nicht bei Lichte. Die Dämmerung eignet sich weit besser dazu; bei Lampenlicht könnte ich heute keine Inspektion aushalten."

„Sie sehen nicht wohl aus, Marie. Warum sind Sie so blaß und schmächtig, Mädchen? Ihre lange Reise hat Ihnen nicht genützt, sondern nur geschadet. Was fehlt Ihnen denn?“

„Nichts, Miß Lyle, mir ist sehr wohl. Aber es ist ein solch miserables Wetter; nichts sieht sich mehr ähnlich.“

„Sie sehen sich nicht mehr ähnlich, Marie; Sie sehen unglücklich aus. Thut es Ihnen leid, daß Sie hier wieder unter uns sind?“

„Nun, Durewoods ist nicht dasselbe. Erinnern Sie sich noch, daß Sie mir einmal sagten, wenn ich erst in das Londoner Leben eingetreten sein würde, so würde mir Durewoods nicht mehr dasselbe sein? Ich denke, Sie hatten Recht. Es ist mir seitdem nie mehr dasselbe gewesen. Als wir in Amerika waren, sahen wir uns natürlich den Niagara an. O, was für ein lieblicher Anblick! Ich meine nicht allein die Fälle, sondern die Wälder, Goat Island und seine entzückenden Waldungen — nein, ich will keine Beschreibung davon geben, fürchten Sie nichts. Es war so schönes Wetter, Spätsommer! Nun, als wir im Winter wieder nach New York zurückkehrten, überredete uns jemand,

auch in dieser Jahreszeit den Niagara zu besuchen. Wie wünschte ich, wir hätten es nicht gethan! Die Bäume waren nackt, der Himmel schwarz und voll Schneewolken, die ganze Landschaft dürr, verlassen und eintönig. Es war derselbe Ort und doch nicht derselbe. Es war der Niagara unter Flor, der Leichnam des Niagara in seinem Sterbekleid. Es war ein Niagara der unteren Welt — es war „schauderhaft.""

„Sie werden ordentlich beredt, Marie!"

„Weil ich es so tief empfand! Und nun sehen Sie: jetzt ist es für mich ganz ebenso mit Durewoods. Es ist das melancholische Gespenst meines Durewoods."

„Sie sollten nachgerade an unser Durewoods im Winter gewöhnt sein."

„Aber ich nenne das nicht nur Winter — das ist Durewoods in der Hinfälligkeit des Alters, dem Tode nah. Hier scheint mir alles vom Tode zu reden. Ich fühle mich wie der Held von „Maud.""

„Ich denke, das Lampenlicht würde uns schon etwas lebendiger machen."

„Lassen Sie uns nur noch ein wenig warten. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Miß Lyle, ich

wünschte nicht, daß Sie mich gerade jetzt bei Lampenlicht examiniren, ehe ich etwas heißen Thee genossen und meine Lebensgeister wieder ein bischen ermuthigt habe. Ich höre es nicht gern mir immer vorerzählen, daß ich bleich und elend aussehe. Merlin war schon eben so gütig, mich zu informiren, daß ich schlecht aussehe — schlecht, nimmer gut!"

„Nun, man kann wohl annehmen, daß Sie jetzt ein wenig unruhig sind — an der Schwelle eines großen Ereignisses."

„Ach nein, das ist es nicht. Das habe ich doch nun lange genug vor mir gehabt, um mich daran zu gewöhnen, sollte ich denken. Wissen Sie, es war mir ein harter Schlag, daß ich gleich im Augenblick meiner Ankunft hier in Durewoods die Nachricht antraf, daß meine arme, alte Freundin Sarah Cramp todt und begraben ist. Sie war ein so liebes, freundliches, gutes altes Wesen und mit ihrem Namen verbanden sich bei mir so glückliche Erinnerungen. In Amerika traf ich noch ihren Sohn — dies absurde, närrische Geschöpf — und alles zusammen schien so recht zum Verzweifeln."

Marie fühlte ihr Blut in's Gesicht steigen, als sie an den unglücklichen Natty Cramp dachte, und

wie er sich vor ihr bloßgestellt, als sie ihn zum letzten Male sah. Es betrübte sie doppelt um seiner armen alten Mutter willen.

„Kann man denn hoffen, daß er sich gut aufführen wird — der wunderliche Mensch?“ fragte Dione.

„Ach, ich weiß nicht recht — ich fürchte, nein; aber ich hoffe es,“ sagte Marie, nicht eben sehr zusammenhängend; „aber die Nachricht vom Tode der armen Mrs. Cramp war mir ein harter Schlag. Der ganze Ort sieht aus wie der Tod.“

„Sie sollten aber wirklich andere Gedanken haben, Marie.“

„Das mag wohl sein. Nun, ich will es versuchen. Lassen Sie uns lustig sein.“

„Ich gestehe, daß ich Sie gern ein wenig heiterer sähe. Wenn ich — ein Gewisser wäre, so würde ich großen Anstoß daran nehmen, daß Sie so unglücklich scheinen — zu einer solchen Zeit.“

„Es weiß niemand etwas davon außer Ihnen, Miß Lyle. In Ihr Herz schütte ich all meinen Kummer aus. Ich traktire weder Papa noch sonst jemand damit. Männer würden ein so unverständiges Betragen wohl nicht verstehen, denke ich.“

„Ich bin kein Mann, meine Liebe, und ich bekenne, daß ich Sie darin auch nicht ganz verstehe. Sie sind doch nicht unglücklich, Marie? Sicherlich sehe ich nicht ein, warum Sie es sein sollten — wenn Sie mir bisher immer die Wahrheit gesagt haben."

„Ich sollte vielleicht die glücklichste der Frauen sein."

„Sie sollten es sein," sagte Dione nachdrucksvoll, „oder aber, Sie sollten eingestehen, daß Sie es nicht sind und — — —"

„Nun, Miß Lyle, eingestehen, daß ich es nicht bin, und dann?"

„Und dann dem entsprechend handeln."

„Handeln, als wenn ich nicht die glücklichste der Frauen wäre?"

„Ja. Nicht fortfahren, etwas zu thun, wozu Sie kein Recht haben, es machte Sie denn zur glücklichsten der Frauen."

„Aber es ist ein rechter Unsinn mit diesem „glücklichste der Frauen" — nicht wahr? Warum sollte ich die glücklichste sein, oder welches Recht habe ich, zu erwarten, daß ich überhaupt glücklich werde? Ich bin gut genug daran. Vermuthlich bin ich ungefähr so glücklich wie sonst jedermann, oder wie

ich es sein möchte. Meine Bedürfnisse sind gering, Miß Lyle: ein Haus in Park Lane oder etwa Berkeley Square, eine Loge in beiden Opernhäusern, unbegrenzter Credit bei Madame Elise, Bekanntschaft mit drei bis vier Herzoginnen, ein Anhängsel wie „Honourable" an meinem Namen, altes chinesisches Porzellan und echte Spitzen und in allen Stücken meinen eigenen Willen."

Dione bewegte ungeduldig die Schultern.

„Das ist nicht viel, Miß Lyle, und — ja, eine Kleinigkeit mehr noch: ich hätte gern, daß der Name, um den ich meinen eigenen aufgebe, hübsch klänge und aus vier Silben bestände — Sie verstehen doch, zwei Namen, jeder von zwei Silben. Ich wäre nicht gern Mrs. Briggs schlechtweg. Nun, und auch dieser Wunsch soll mir erfüllt werden. Daher also — o, bin ich nicht glücklich? „Ich bin's, ich bin's!" wie die liebe kleine Peri sagt, die wie ich in die besten Kreise des Paradieses aufgenommen werden soll."

„Es ist mir unangenehm, Sie in dieser Weise reden zu hören," sagte Dione fast zornig. „Es ist nicht echt, meine Liebe, und ist an mir ganz weggeworfen. Wenn Sie ein kaltherziges, ehrgeiziges

Mädchen wären, so würde ich mich überhaupt wenig um Sie kümmern. Sie legen Ihren Cynismus nicht wohl an, sondern legen ihn zu dick auf, wir alle können die Schminke sehen. Sie sind nicht ehrgeizig und sind nicht cynisch."

„Wirklich, Miß Lyle, ich glaube, Sie irren sich. Ich denke, daß ich doch ein wenig ehrgeizig bin, und glaube auch wohl, daß ich eine gewisse Gabe des Cynismus entwickele, der, wenn er nur erst gehörig ausgebildet ist, sich ganz nett ausnehmen wird. Unsere amerikanische Reise hat vielleicht meinen Ehrgeiz etwas gedämpft."

„Wirklich? Ich bemerke gar nicht, daß die amerikanische Gesellschaft solch eine Schule bescheidener Genügsamkeit war."

„Nein, in dieser Art ist auch mein Ehrgeiz nicht zurückgedrängt worden."

„Nun, wie denn sonst?"

„Man kam da in hunderte von Orten, wo sie unsere Sprache sprechen und unsere Bücher lesen — aber unsern Ehrgeiz nicht verstehen."

„Nun?"

„Was ist in London der Ehrgeiz einer Frau, Miß Lyle?"

„Wirklich, Marie,“ sagte Miß Lyle, ihren Shawl zurechtlegend und es sich mit weniger mißvergnügter Miene in ihrem Stuhl bequem machend, „Sie müssen mir alles darüber sagen. Ich muß da erst belehrt werden, und, wie Sie sagen, verstehen Sie das Ding.“

„Ja, nun, ich meine, der Ehrgeiz eines Londoner Mädchens besteht — dürr ausgedrückt — darin, auf Belgrave Square zu wohnen statt auf Russell Square. Diese beiden Extreme nehme ich an, repräsentiren Sieg und Niederlage. Natürlich rede ich nur von Leuten, die überhaupt der Beachtung werth sind. Sie können schwerlich von mir erwarten, daß ich Clapham oder Hamstead auch nur mit in Anschlag bringe.“

„Ich habe die meisten Wahrzeichen der feinen Sitte vergessen, Kind, aber ich will ihre Definition für richtig annehmen, wenn Ihnen daran etwas liegt — auf Ihre Autorität. Was dann also weiter?“

„Nun sehen Sie, in Amerika giebt es so viele Millionen Menschen, die den Unterschied zwischen Russell Square und Belgrave Square gar nicht kennen. Es ist zum Muthloswerden. So viele

Leute fragten mich, ob ich Herbert Spencer kenne, und ich kannte ihn nicht, und ob ich George Eliot kenne, und ich kannte sie nicht. Ich fühlte mich sehr beschämt, und es hätte mir nicht das Mindeste geholfen, hätte ich ihnen sagen können, daß, wenn ich auch Herbert Spencer nicht kenne, ich doch in Belgrave Square wohnte.“

„Aber, Marie, sie haben dort auch ihre Unterscheidungen zwischen ihren Russell Squares und Belgrave Squares — oder ihre Freunde und Feinde belügen sie schnöde.“

„O ja, solche Unterscheidungen haben sie. Aber das ist es ja nun eben. Das ist ja der Vorwurf gegen den Ehrgeiz, wie meine Satire ihn ausdrücken will — denn daß es Satire ist, wissen Sie doch. Sie verstehen doch nicht den Unterschied zwischen Madison Avenue und Washington Place?“

„Allerdings nicht.“

„Nun sollten Sie den Unterschied sehen für eine New Yorkerin meiner Jahre und Erwartungen! Nun, da haben Sie es. Was nützt ein Ehrgeiz, dessen Triumphzeichen nur in den engsten Kreisen gewürdigt werden?

„Aber, mein gutes Kind, all Ihr Argumen-

tiren ist gegen Sie und auf meiner Seite. Sie erzählen mir soviel von der Thorheit des Ehrgeizes, und ich sagte doch weiter nichts, als daß Sie sich verstellten, indem Sie sich für ehrgeizig ausgaben."

„Ich kann ja wohl philosophische Stimmungen haben, ohne ein regelrechter Philosoph zu sein, ist es nicht so? Ich denke, unter Männern habe ich so etwas gehört."

„Meine liebe Marie, das sind nutzlose Redensarten. Ich denke, Sie sind nicht so glücklich, wie ich Sie gerne sehen möchte, und nicht mit sich selbst zufrieden. Soll ich fortfahren?"

„Bitte, Miß Lyle."

„Ich sehe Sie nicht gern in diese Ehe gehen — nicht in dieser Art und Weise."

„Wie sollten die Mädchen in die Ehe gehen?"

„Bei einem gewöhnlichen Mädchen wollte ich nichts sagen. Ich weiß, sie wäre schon glücklich, wenn sie eine sogenannte brillante Partie machen könnte. Sie hätte alles, was sie wünschte, — und ich weiß nicht, ob ich sie deswegen, daß sie auf weiter nichts Anspruch macht, mehr tadeln sollte als eine Frau, die sich aus einem Piano nichts macht und daher auch kein Piano in ihrem Zimmer

beansprucht. Aber mit Ihnen ist es etwas Anderes."

„Das wissen Sie doch nicht so sicher. Ich vermuthe, daß wir so ziemlich alle dieselben sind."

„Marie," sagte Dione, nahm des Mädchens Hand und sah ihr in die Augen. „Ich habe immer etwas in Ihnen gefunden, das man im allgegemeinen bei jungen Mädchen nicht findet — etwas, was bei uns allen sehr selten ist, wie ich glaube, — etwas, was die Männer Ehre nennen. Wenn Sie mir nun auf Ihre Ehre (nehmen Sie für den Augenblick an, Sie seien ein Mann) also auf Ihre Ehre versichern wollen, daß Sie sich wirklich über diese Heirath freuen, weil Sie dadurch in eine solche gesellschaftliche Stellung kommen werden, und daß Sie freiwillig hineingehen — so will ich Ihnen versprechen, Sie nicht mehr damit zu plagen."

Sanft zog Marie ihre rechte Hand zurück und legte sie auf die Brust.

„Auf meine Ehre als ein Gentleman," sagte sie ernst, „ich gehe in diese Heirath mit offenen Augen und aus freiem Willen."

Dione schüttelte den Kopf.

„Gentleman, mein guter Master Challoner, um-

gehen keine Frage, die sie auf ihre Ehre beantworten sollen. Ich fragte Sie, ob Sie freiwillig heiratheten um der Stellung willen, die Sie dadurch in der Gesellschaft erwarten."

Marie schlug die Augen zu Boden.

„Miß Lyle, welche Vorkehrung trifft denn der Codex der Gentleman's-Ehre für einen, dem eine Frage vorgelegt wird, die er doch nicht beantworten kann, ohne gewiß mißverstanden zu werden?"

„Das ist mir Antwort genug, Marie, mehr brauche ich nicht."

„Aber Sie verstehen mich nicht ganz — wirklich nicht! Das ist's, was ich sagen will: ich selbst verstehe nicht viel von Gesellschaft und dem Allen, habe auch kein besonderes Interesse daran. Aber irgend jemanden muß ich doch heirathen — Papa sagt es und jedermann — und da ist es doch ebenso gut, man hat einen Namen, als man hat keinen. Um des Geldes willen heirathe ich doch nicht. Mr. Vidal — ich sollte ihn jetzt wohl Ronald nennen — besitzt nicht sehr viel davon. Er bringt den Namen, und ich soll vermuthlich das Geld bringen. Auf meiner Seite ist es also kein so schlechter Handel."

„Handel!"

„Nun ja, es ist doch eine Art Handel, Sie wissen's ja. Aber die meisten Heirathen sind's, wie ich annehme. Ein Etwas, Miß Lyle, wünschte ich von ganzem Herzen."

„Ja, Marie?"

„Daß mein Vater einen Sohn hätte. Dann würde er das meiste unseres Geldes bekommen, er würde die Hoffnung der Familie sein, die ganze Verantwortlichkeit würde auf ihm ruhen, ich hätte so wenig Vermögen, daß man sich um mich nicht zerreißen würde, und vielleicht erhielte ich die Erlaubniß, den Hauslehrer meines Bruders zu heirathen, wenn er liebenswürdig wäre, oder ein anderes poetisches Wesen, wie es die guten Mädchen in den Büchern thun."

Schweigend, mitleidsvoll sah Dione sie an.

„Oder, Miß Lyle, da mir dieser Wunsch nicht gewährt wurde, so wünsche ich zuweilen — soll ich es gestehen?"

„Ja — nun?"

„Daß er auch keine Tochter hätte."

„Ich wußte es, Marie; ich wußte, daß Sie in alledem nur das Opfer waren."

„Nein, nein!“ sagte Marie eifrig und sah so schnell auf, daß sie vergaß, wie Dione dabei die Thränen in ihren Augen sehen mußte. „Ich bin wirklich kein Opfer — wirklich nicht! Papa wollte um alles in der Welt mich nicht drängen oder pressen. Er hat mir, wer weiß wie oft, gasagt, daß er eher alles aufopfern wollte, als zugeben, daß ich heirathete, wenn ich nicht ganz befriedigt wäre. Ich bin befriedigt — so befriedigt, wie ich überhaupt sein kann — da doch nun einmal mein Vater eine Tochter hat, und sie jemanden heirathen soll. Sie wissen, wie gut Ronald Vidal ist, und wie klug und jung und hübsch und alles Mögliche.“

„Ich habe noch nie,“ bemerkte Dione ruhig, „das Mindeste gegen den Grafen Paris sagen hören, — hörten Sie etwas? — er war gut und klug — denke ich mir — und jung und hübsch — und dennoch nahm Juliet eher Gift, als daß sie ihn heirathete.“

„Ah — aber da war auch Romeo im Wege!“ sagte Marie schnell, wurde dann aber roth, schämte sich und wünschte, sie hätte es nicht gesagt.

Dione sah ihr Erröthen und wurde dadurch mehr überrascht, als sie es hätte zugeben mögen.

„Ist es möglich, daß dies Mädchen ein Gefühl hegt, welches sie absichtlich vor mir verbirgt?“ dachte sie.

„Und in Ihrem Fall ist kein Romeo im Wege,“ sagte sie, mehr als ruhige Anführung einer Thatsache denn als eine Frage.

„Keiner, Miß Lyle. Ronald selbst ist die intimste Annäherung daran. Sie sehen also, daß wir uns in einem ganz anderen Fall befinden.“

„Wenn nun aber der Romeo nachkäme?“

„Nach — wonach?“

„Wenn er zu spät käme. Nehmen Sie an, in einem oder zwei Jahren käme Ihnen jemand in den Weg, der gerade Ihr Romeo gewesen wäre, hätte das Schicksal ihn früher gesandt. Ich scherze nicht, Marie, ich rede im Ernst, und ich möchte, daß Sie sich selbst die Frage vorlegen und zwar sehr, sehr ernst. Sie sind kein Kind, Marie, ich könnte mir auch weder in Juliet noch in Ihnen irgend einen unrechten Gedanken vorstellen — aber würde nicht Ihr Leben dann unglücklich werden, und würde Welt und Ehrgeiz Sie zufriedenstellen, wenn Sie entdeckten, daß ein Mann existierte, der der Eine — der eine Rechte — hätte sein können? Ueberlegen Sie sich das und beantworten Sie die Frage —

sich selbst, Marie, nicht mir; ein Vertrauen wie dieses fordere ich nicht von Ihnen. Scheuen Sie sich nicht davor — legen Sie sich dreist die Frage vor, und beantworten Sie sie — sich selber."

Ein augenblickliches Stillschweigen trat ein.

„Soll ich jetzt nach den Lampen klingeln, Miß Lyle?" fragte Marie, sich erhebend.

„Wenn ich darum bitten darf, Kind."

„Und ich muß gehen. Ich habe den Wagen warten lassen — Papa will, daß ich bald zurückkommen soll; aber ich wollte doch ein wenig mit Ihnen plaudern."

Janet, das Mädchen trat mit den Lampen ein. Als sie wieder fort war, sagte Marie:

„Was wird Janet für ein hübsches Mädchen, Miß Lyle!"

„Janet wird sich bald verheirathen."

„O, das wird sie thun? Wie mir das leid thut! Wie mich das freut, meine ich, natürlich — wenn sie es doch wünscht. Aber warum heirathet sie denn?"

„Was sollte sie denn sonst thun?"

„Bei Ihnen bleiben, selbstverständlich, und glücklich sein. Ich wünschte, daß ich Ihren Haus-

halt besorgen könnte, Miß Lyle. Ich denke, Janet müßte das glücklichste Mädchen in der Welt sein — wie oft habe ich sie in letzter Zeit beneidet. Nun beneide ich sie nicht mehr."

Marie verabschiedete sich. Miß Lyle war voller Bestürzung und Bekümmerniß. Die Gedanken und Zweifel, die diese Unterredung mit Marie in ihr hervorgerufen, waren nicht die einzigen, die sie beunruhigten. Weder sie noch Marie hatten im Verlauf ihrer Plauderei auf den Namen Christmas Pembroke angespielt. Dennoch dachte wenigstens Dione sehr viel an ihn. In der jüngsten Vergangenheit war er ihr gänzlich abhanden gekommen. Er hatte nicht geschrieben, war nicht zum Besuch bei ihr gewesen; sie wußte nicht, wo er war, noch was aus ihm geworden war. Manchmal war sie besorgt, manchmal ärgerlich. Sie war sehr geneigt, einem unglücklichen Liebhaber und seinen Stimmungen, plötzlichen Entschlüssen und Umänderungen ein Bedeutendes nachzusehen; trotzdem konnte sie nicht anders als sich sagen, daß er ihr doch hätte sagen können, wozu er sich entschloß, und daß er ihr hätte Lebewohl sagen müssen, wenn auch nur schriftlich, ehe er England verließ. Immerhin

beunruhigte und schmerzte sie sein Stillschweigen, und sie mochte Marie gegenüber nicht einmal seinen Namen erwähnen.

Für Marie war der Abend ein besonders düsterer, unerquicklicher. Sie speiste mit ihrem Vater allein. Es hatte eine Zeit gegeben, wo es Marie's eigenste Freude war, wenn sie einen Abend zusammen verlebten, ganz für sich allein. Aber jetzt hatten sich die Dinge geändert. Er schien nicht mehr dieselbe Person zu sein; sie waren nicht mehr die guten Kameraden wie früher. Sir John behandelte sie mit fast ehrerbietiger Höflichkeit, die sie zuweilen reizte. Er benahm sich zu sehr, als unterhalte er die Honourable Mrs. Ronald Vidal, nicht aber, als nehme er das Mittagessen mit seiner Tochter Marie ein. Sir John that das unbewußt; soviel aber steht fest, daß sein Herz ganz voll war von der Würde, die sich nun so bald auf ihn herablassen sollte. Ihm schien es, als sei Marie jetzt schöner als je. Er nährte seine Seele mit der Befriedigung, die Fortuna ihm aufgespart zu haben schien. Einmal fiel ihm sogar ein, wie sich's ja häufig ereignet, daß ältere Brüder vor den jüngeren sterben, und wer weiß, Marie konnte eines Tages

noch die Gräfin Paladine werden! Das war doch durchaus nicht unmöglich. Er bot seiner Tochter Weintrauben an mit einer so anmuthigen Ehrerbietung, daß es fast wie eine Huldigung aussah.

Den Abend über sprach er dann sehr viel über ihre zukünftige Einrichtung. Die Flitterwochen sollten sie auf Lord Paladine's Landsitz verleben; Lord Paladine selbst befand sich jetzt in Sicilien. Das neuvermählte Paar sollte nicht vor Eröffnung des Parlaments nach der Stadt zurückkehren. Sir John fragte Marie vielerlei wegen des Hauses, das für sie in der Stadt genommen werden sollte, wo sie es gern haben wollte, wie es ausgestattet sein sollte und dergleichen mehr, was ihr gerade jetzt ziemlich qualvoll war.

„Ich überlasse das sehr gern Dir und Ronald," sagte sie. „Er versteht alles in diesen Stücken und ich nicht. Er hat einen eigenthümlichen Geschmack — und ich glaube wohl, einen sehr guten — und Du weißt, ich hatte niemals einen besonderen Geschmack. Ich bin sicher, daß Ihr beide alles sehr schön einrichten werdet. Ich werde auch alles schön finden, was Ihr thut."

„Sehr freundlich von Dir. Dennoch ist der Geschmack eines Weibes oft so ein guter.“

„Aber meiner nicht, Papa. Ich kann da kaum eine Unterscheidung machen.“

„Siehst Du, Marie, Ihr werdet nur ein kleines Haus brauchen. Junge Leute fangen jetzt alle in kleinen Häusern an. Große Häuser, selbst wenn man die Mittel besitzt, sie zu unterhalten, nehmen sich nur bei Leuten mittleren Alters gut aus. Du weißt ja auch, Kind, daß Du und Ronald auf ziemlich bescheidenem Fuße werdet leben müssen. Ihr habt wirklich nicht viel auszugeben. Er hat etwas von seiner Mutter, aber nicht viel — keinenfalls sehr viel — und dann kommen dazu die Zinsen von Deinem Vermögen. Ich sehe nicht, daß Ihr für jetzt mehr haben könntet als — nun, als zweitausend fünfhundert Pfund pro Jahr.“

„Das ist vielleicht nicht genug,“ sagte Marie mit plötzlichem Interesse und sogar Eifer. „Vielleicht sollten wir mit so Wenigem noch nicht heirathen — ist es nicht wenig? Weiß es denn Ronald? Es wäre vielleicht gut, zu warten, bis wir reich werden.“

„Welcher Unsinn!“ lächelte ihr Vater. „Es ist

für Euch beide mehr als genug — Ihr seid doch nicht so ein Paar Verschwender."

„Aber weiß es denn auch Ronald ganz genau, Papa? Er hält es vielleicht nicht für viel."

„Natürlich weiß er das Alles. Er ist doch nicht eine solche Krämerseele, Marie. Er will doch nicht das Geld, er will Dich."

„O!"

Marie hatte sich vorwärts gebeugt; jetzt ließ sie sich zurückfallen in ihren Armstuhl, in dem sie etwas matt lehnte.

„Außerdem mußt Du doch nur die Karriere ansehen, die er vor sich hat. Und dann weißt Du doch, daß alles, was ich habe, Euch eines Tages zufallen wird."

„Vielleicht überlebst Du uns, Papa. Ich würde mich durchaus nicht darüber wundern."

„Mein liebes Kind, was für eine thörichte Idee! Aber nun laß uns noch ein wenig die Haushaltungsfragen behandeln." Damit ging er in eine Menge Details ein, denen seine Tochter kaum zu folgen versuchte. Zuletzt, als er ihre Gleichgültigkeit nicht länger übersehen konnte, wurde er ein wenig ungeduldig.

„Marie, ich glaube, Du hast gar kein Interesse in diesen Anordnungen."

„Nun, viel nicht, Papa. Ich denke, das Alles überließe ich lieber Dir und ihm."

„Aber denkst Du denn nicht, daß Ronald einiges Interesse von Dir erwarten wird?"

„O nein, das denke ich nicht. Ich denke, ihm ist es lieber, wenn man ihn unbehelligt läßt — ich will sagen, wenn man ihm die Wahl überläßt. Er versteht alle diese Dinge so gut und hat sie gern. Ich kann nichts Besseres thun, als ihm alles anvertrauen. Mir wird ganz sicher alles recht sein, was ihm recht ist."

Sir John seufzte beinahe.

„Nun, Marie, wie Du willst. Aber ich sollte denken, Du müßtest etwas mehr Neugier empfinden."

„Es wird schon mit der Zeit kommen Aber ich glaube nicht, daß ich die Zeit überstürzen sollte. Bis sie kommt, will ich sie doch lieber nicht in's Auge fassen und nicht viel darüber nachdenken."

Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Sir John gab jede Hoffnung auf, die Mrs. Ronald Vidal in spe dazu zu bringen, daß sie sich für die

Arrangements interessierte, die für ihr Leben in der Stadt getroffen werden mußten.

Ein Windstoß trieb den Regen in Strömen durch die Bäume draußen.

„Was das für ein melancholisches Wetter ist!“ sagte Marie. „Nichts als Wind und Regen, seit wir nach Durewoods zurückgekehrt sind. Ein solches Willkommen den heimgekommenen Wanderern zu bieten.“

„Auf dem Meere muß das eine böse Nacht sein. Ich bin froh, daß wir dem entgangen sind, Marie. Das müßte auf dem Atlantischen Ocean nicht sehr amüsant sein.“

„Ja, auf der See muß es jetzt schrecklich sein — überall, vermuthe ich. Ob es wohl Schiffbrüche giebt?“

„Ich fürchte es — vielleicht besonders an dieser Küste.“

„Wir haben doch hoffentlich keine Freunde zur See.“

Wieder trat eine Pause ein. Marie überlegte. Auf einmal blickte sie empor:

„Papa?“

„Ja, mein Kind.“

„Weißt Du etwas von Mr. Pembroke?“

Sir John ließ sich von dem Aerger, den er empfand, nichts merken.

„Nein, Marie, ich habe ihn nicht gesehen. Wahrscheinlich, wenn ich nach London gehe —“

„Aber er ist in England?“

„Ich vermuthe es; ich nehme es an.“

„Es ist recht seltsam, daß Miß Lyle noch nie etwas über ihn gesagt hat, seitdem wir heimgekommen sind.“

Sir John freute sich, das zu hören, machte aber keine Bemerkung, und so wurde auch dies Gespräch fallen gelassen.

31. Kapitel.

Das sieht nicht aus wie eine Hochzeit.

Wieder sah Marie einen so nassen Tag, als sie am nächsten Morgen von ihrem Fenster aus über die bewegten Zweige der laublosen Bäume blickte. „Ich fange bald an, mich zu freuen, daß ich Durewoods verlassen soll,“ sagte sie.

Es war nicht daran zu denken, daß sie in Wind und Regen ausgehen konnte, wo die Gesträuche durchnäßt und der Boden zu Schlamm geworden war. Das Beste daran konnte Marie in ihrem Thurmstübchen genießen, denn was ein englischer Regentag Malerisches darbietet, das fand sich zwischen den Bäumen, die gegen ihre Fensterscheiben peitschten, und in den grauen Wolken, die wie ein Baldachin auf den Baumwipfeln zu lagern schienen. Die Höhe ihres Zufluchtsortes that an der Landschaft etwas Aehnliches, was ein trüber Mondschein auch thut. Die alltäglichen Züge und

die bloßen Einzelheiten gingen dem Auge verloren, und es zeigten sich nur die großartigen, massigen Effecte. Zu einer andern Zeit hätte sich Marie vielleicht daran ergötzt, durch die regenschweren Zweige und den dicken, grauen Vorhang rundum hinauszublicken; jetzt aber schien ihr alles zu trostlos, um es ertragen zu können. Sie hatte inwendig genug des Melancholischen und konnte es kaum aushalten, wenn nun auch die Natur draußen dieselbe schmerzvolle Saite anschlug.

Sie nahm eine Arbeit vor, die sie schon seit langer Zeit geplant hatte. Es war die Zerstörung ihrer alten Briefe, Poesien, unvollendeter Tagebücher, geringfügiger, aber theurer Papiere und Reliquien, wie sie sich in ihrem Pult vorfanden, und die sie loswerden wollte, ehe sie in ihr neues Leben eintrat. Es war freilich nicht absolut nothwendig, dies Brandopfer darzubringen; aber sie fand Schmerz und Befriedigung darin. Es erschien ihr als eine sehr passende Ceremonie, mit der sie von ihrem Mädchenleben förmlichen Abschied nahm und in eine neue Existenz eintrat. Sie öffnete den Schreibtisch, zog ihren Stuhl neben das helle Feuer und begann die Opferhandlung.

Was für Lappalien schienen ihr jetzt diese Bruchstücke, die sie früher für wichtig oder interessant gehalten! Welche Unzahl von Dingen gab es da, die sie angefangen und nicht vollendet hatte. Wie jedes kluge, geistvolle Mädchen, das viel gelesen hat und viel allein gewesen ist, hatte Marie sich zu einer Zeit eingebildet, eine Dichterin zu sein; so fanden sich denn hier viele Proben von Versen, die sie für die Blüthe der Inspiration angesehen hatte, und die ihr jetzt handgreiflich, kalt nachgeahmt erschienen. Hier waren die Verse, die sie unter dem ersten frischen Entzücken über Tennyson geschrieben, dort einige andere, die ganz kläglich von Lenz und Sternen und Thränen sangen und entstanden waren, als sie sich in die kleineren deutschen Dichter verliebt hatte; daneben fanden sich andere, die heroische Versuche machten, die ehernen Saiten von „Männer und Frauen" anzuschlagen. Es lagen da auch die Anfänge zu ein paar Tragödien nebst einigen Hymnen an „Marie, den Stern des Meeres," die unsere Heldin geschrieben hatte, als sie unter dem Einfluß einer jungen Freundin stand, eines frommen Mädchens aus einem französischen Kloster, die unserer Marie den Wunsch ein-

flößte, römisch-katholisch zu sein, und die Freude darüber, daß ihr eigener Name derselbe war, unter dem ihre Freundin ihre himmlische Beschützerin anrief. Dies Mädchen hatte sich jetzt ganz dem Kloster gewidmet, und Marie beneidete sie. Hier waren auch die Anfangssätze zu Aufsätzen, in denen sich Marie berufen fühlte, die verkehrte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, die sie aber nicht zu Ende gebracht hatte. Sie fand auch die Tagebücher, in denen sie eine Zeitlang alle ihre Gedanken hatte aufbewahren wollen, bis es ihr einfiel, daß diese Gedanken doch wohl zu sehr denen der andern Menschen glichen, und daß also aus dem Aufschreiben derselben kein großer Vortheil erwachsen dürfte.

Dann kamen die Briefe zum Vorschein. Sie waren hauptsächlich von Freundinnen, von denen die Mehrzahl jetzt beinahe vergessen war. Die Briefe der jungen Frommen waren zahlreich und noch jetzt interessant durch die wunderbare, reine, leidenschaftliche Gluth ihrer Frömmigkeit. Es fanden sich in Marie's Pult keine Liebesbriefe, keine Liebesverse — man müßte denn diesen Namen einigen jugendlichen poetischen Versuchen Nat Cramp's geben wollen, die dieser unglückliche Liebhaber vor

Jahren Marie's Urtheil unterbreitet hatte, und in denen sie jetzt zum ersten Male gewisse Anspielungen bemerkte auf ehrfurchtsvolle Anbeter, die ihre Augen nicht zu den Sternen zu erheben wagten, und andere verwandte Sprünge, die sie früher offenbar nicht im richtigen Sinne aufgefaßt hatte. Marie warf sie sehr eilig ins Feuer, beklagte aber auch den armen Burschen — und hoffte, er würde noch vernünftig werden und würde ein Mädchen heirathen, das ihn liebte und das ihn sogar für gescheut hielte.

Liebesbriefe aber gab es hier nicht. Dies schöne, freimüthige, furchtlose Mädchen hatte, ohne es selbst zu wissen, Bewunderer ohne Ende gehabt und war gegen jeden freundschaftlich gewesen, und doch war nicht einer ihr so nahe gekommen, um ihr einen Brief zu schreiben. So mancher Mann von diesen wird eine neue Liebe finden und sich verheirathen, wird seine Frau lieb haben, mit seinem Herzen an seinem Hause und seinen Kindern und seinem Streben hangen — und doch nie Marie Challoner's Namen hören, ohne die romantischen Gefühle von ehemals aufwachen zu fühlen; sie aber dachte an keinen von ihnen. Noch nie war sie von einem Mann geküßt worden, außer von ihrem

Vater — nicht einmal, wie wir gesehen haben, von ihrem begünstigten Liebhaber. So enthielt ihr Schreibtisch keine Geheimnisse. Nur die Asche der Papiere, die sie verbrannte, lag rauchend auf dem Roste. Aber an einen Brief in ihrer Sammlung kam sie nicht ohne ein kleines Zagen und Beben. Sie las ihn zweimal durch und dachte anfangs, sie möchte ihn doch wohl aus dem allgemeinen Brande retten und ihn als eine Erinnerung an eine lichte, süße, dahingegangene Zeit aufbewahren.

„Soll ich ihn behalten?"

Es war ein Brief, ein sehr kurzer, den Christmas Pembroke ihr vor vielen Monaten geschrieben hatte.

Marie hatte freilich Pembroke's Handschrift oft gesehen, aber zufällig hatte sie nur dieses eine Pröbchen unter ihren Papieren. Ihre Bekanntschaft oder Freundschaft war so eng und so persönlich gewesen, daß zu einer Korrespondenz unter ihnen gar kein Anlaß sein konnte. Doch hatte sie diese kleine Note von ihm eines unbedeutenden Gegenstandes halber empfangen und eine Antwort darauf geschrieben, worauf sie das Billet in ihr Pult gelegt

hatte. Dort hatte es bis jetzt gelegen, und nun fand sie es.

„Ich thäte doch wohl besser daran, jeden Schnitzel zu verbrennen, der dem alten Leben in Durewoods angehört,“ dachte sie, „und ganz von vorn anzufangen, ohne daß mich auch nur etwas an die Vergangenheit erinnern kann.“

Dennoch hielt sie das Briefchen in der Hand und besah die Unterschrift „C. J. Pembroke.“ Sie war neugierig ob er wohl schon verheirathet sei, und ob er sich glücklich fühle. Sie hielt den Brief noch fest und sah ihn gedankenvoll, bedauernd an, als sie ein Klopfen an die Thür hörte. Zu ihrer eigenen Ueberraschung ertappte sie sich darauf, daß sie auffuhr und erröthete, und im nächsten Moment betrat ihr Vater das Zimmer. Die Empfindung, die Marie Challoner in diesem Augenblick hatte, hatte sie noch nie in ihrem Leben gehabt. Bisher war sie noch nie zurückgefahren, erröthet und in's Zittern gerathen, wenn ihr Vater zu ihr kam, wie wenn sie eine geheime Schuld verbergen wollte. Die Neuheit dieses Gefühls und das Erstaunen darüber erhöhte ihre Verwirrung unaussprechlich. Es wäre unmöglich gewesen, daß Sir John ihre

Verlegenheit nicht hätte bemerken sollen. Sie hielt den Brief zusammengeknittert in der Hand, und gerade, daß sie dies that, zog seine Aufmerksamkeit erst recht darauf. Sein ruhiger Blick studierte sie.

„Ich hoffe doch, daß ich Dich nicht störe, Marie," sagte er sehr gelassen.

Marie kam wieder zu sich selbst und zu ihrer unerschrockenen Aufrichtigkeit. Sie legte den Brief auf ihren Schreibtisch; ihre Farbe jedoch wurde noch dunkler.

„Nein, Papa; ich wußte nur nicht, wer kam, und ich war damit beschäftigt alte Papiere durchzusehen und zu zerstören — Gedichte und Briefe."

„Soll ich Dich bei Deiner Arbeit lassen und später wiederkommen?"

„O nein! Es freut mich sehr, daß Du gekommen bist. Du kamest gerade zur rechten Zeit. Papa, ich habe Dir etwas zu sagen."

Marie stand vom Stuhl auf, ging nach dem Kamin, lehnte ihren Arm auf den Kaminsims und sah in das Feuer. In der andern Hand hielt sie Christmas Pembroke's Brief. In den wenigen Augenblicken oder Sekunden seitdem der Eintritt ihres Vaters sie aufschreckte, ihr das Blut ins

Gesicht trieb und die Hände erzittern ließ, war sie zu einem Entschluß gekommen.

Sir John wartete. Er hatte ein unbestimmtes Vorgefühl, daß er etwas Unangenehmes würde zu hören bekommen. Einen Moment lang herrschte eine peinliche Stille. Marie fürchtete die Folgen ihres Entschlusses; aber der Entschluß hatte sich gebildet, als sie sich zittern sah beim Oeffnen ihrer Thür, weil sie einen Brief in der Hand hatte.

„Nun, Marie, was hast Du?"

„Papa, ich kann Mr. Vidal nicht heirathen! Ich darf es nicht, ich kann es nicht!"

Sir John stand auf. Das war's, was er erwartet hatte. Das war's, was er kommen sah. Er sah seine Tochter einen Moment mit vor Zorn flammenden Augen an. Aber seit lange hatte er sich zu der Erkenntniß geschult, daß in unserer modernen Weise der Zorn für nichts rechnet, namentlich bei Frauen, da man sie doch nicht wohl schlagen kann. So mäßigte er seine Blicke und bemühte sich, mit leichter, halbspöttischer Ruhe zu sprechen.

„Was bedeutet — wenn ich fragen darf — diese plötzliche Sinnesänderung?"

Er sprach sehr viel weniger fließend und geläufig als sonst, und nervös klopfte er die Fläche der einen Hand mit dem Rücken der andern. Er besorgte, daß eine Kraftprobe im Anzuge sei, und dergleichen hatte er noch nie mit Marie durchgemacht. Es war ein Etwas in ihrem Wesen, was ihm sagte, daß das Mädchen, wenn es einmal rebellire, nicht so leicht besiegt werden könne.

„Es ist plötzlich, und ich weiß, daß Du mich tadeln wirst, und er wird denken, ich habe ihn ungehörig behandelt — wenn ihm etwas daran liegt.“

„Wenn ihm etwas daran liegt! Du weißt, wie viel ihm daran liegt. Es mag ja ohne Zweifel sehr thöricht von ihm sein; aber wieviel ihm daran liegt, weißt Du, und ich hoffe, Marie, Du redest nicht im Ernst. Du mußt doch denken, daß Du mit einem Mann zu thun hast, und daß Du kein Kind mehr bist.“

„Ich gräme und schäme mich sehr,“ sagte Marie demüthig und sehnte sich darnach, in Thränen auszubrechen. „Ich weiß, daß ich längst hätte mein Herz verstehen sollen; aber jetzt verstehe ich es, und es ist doch wenigstens noch nicht zu spät.“ —

„Unsinn!“ unterbrach sie Sir John, der tief

bedauerte, daß es nicht zu spät war. „Was nennst Du, „Dein Herz verstehen?“ Drücke Dich gefälligst etwas deutlicher aus und laß uns die Sprache vernünftiger Leute sprechen und keine Blumen- oder Romansprache. Was meinst Du mit dem „Dein Herz verstehen?““

„Ich weiß jetzt, daß mir niemals Mr. Vidal genug am Herzen liegen konnte, um ihn zu heirathen. Nimmermehr könnte ich — wenn ich sage, ihn lieben, so wirst Du es Romansprache nennen; aber das ist's, was ich meine, und klarer kann ich mich nicht ausdrücken.“ Es war jetzt in ihrem Ton etwas Rebellion, und Sir John sah sich dadurch ermahnt, in seiner Taktik vorsichtig zu sein. Besänftigend sagte er:

„Aber, mein liebes Kind, ich wüßte doch nicht, daß Du je Ronald Vidal hättest zu verstehen gegeben, Du fühltest so etwas für ihn. Er weiß sehr wohl, daß Du das nicht thust. Darüber mache Dir keine Sorgen. Ronald Vidal hofft, daß jenes Gefühl — die Liebe — mit der Zeit kommen wird, und das wird es auch.“

„O nein, — das würde niemals kommen.“

„Nun, er ist bereit, die Chance zu ergreifen

und sein Bestes zu thun. Er versteht Dein Gefühl gegen ihn vollkommen und setzt nicht zuviel voraus. Er ist ein sehr verständiger und bescheidener junger Mann und schätzt sich sehr glücklich, eine solche Frau auf solche Bedingungen hin zu bekommen, das kann ich Dir versichern."

„Ich denke nicht so. Ich bin denn doch gewiß, daß er viel zu viel Geist hat, um ein Mädchen auf diese Bedingungen hin zu nehmen. Ich könnte ihn niemals liebgewinnen — niemals in meinem ganzen Leben! Papa, es hilft Dir nichts. Ich will Mr. Vidal nie und nimmermehr heirathen."

„Aber, Marie, das ist ja abscheulich — das ist eine wahre Schande! Glaubst Du denn, Du kannst einen erwachsenen Mann so behandeln? Sieh Dir doch die Sache gefälligst einmal von seiner Seite an — versuche doch einmal ein vernünftiger Mensch zu sein, wenn Du auch ein Mädchen bist. Du hast den Antrag des jungen Mannes vor Monaten wohl überlegt auf dieselben Bedingungen angenommen. Du hast nie vorgegeben, eine romantische Liebe für ihn zu empfinden, und er hat es nie beansprucht. Ich habe Dir hundertmal gesagt, Du solltest Dich nicht verloben, wenn Du nicht ganz be-

friedigt wärest. Weißt Du das nicht mehr, Marie?"

„Das thatest Du, Papa," sagte Marie, aber sie fühlte, daß sich mit jedem Wort eine weitere Kluft zwischen ihr und ihrem Vater aufthat.

„Nun also — und dennoch nahmest Du seinen Vorschlag an. Seitdem hat sich nichts verändert, und nun haben wir doch die ganze Verrücktheit."

„O ja, etwas hat sich verändert."

„Was denn?"

„Ich habe mich verändert," sagte die arme Marie.

„Aber, Du lieber Himmel, das ist doch nicht seine Schuld! Dafür kann man ihn doch nicht strafen! Uebrigens hast Du Dich gar nicht verändert. Du hast ja nie gesagt, daß Du Liebe für ihn hättest, wie konntest Du Dich denn also verändert haben?"

„Das ist so schwer zu erklären," Marie war sehr sanft und demüthig, denn sie schämte sich der unglücklichen Schwäche, deren sie sich in manchen Stücken bewußt war. „Aber ich muß versuchen es zu erklären — wenn Du es willst. Ich verlobte mich mit ihm, weil ich damals glaubte, daß — daß

— ich nichts von jenem Gefühl in mir trüge, und daß kein Grund vorliege, warum ich ihn nicht heirathen sollte so gut wie irgend einen andern, obgleich ich nicht eben den Wunsch hatte, überhaupt zu heirathen. Aber jetzt — ist das anders."

„Aber in des Himmels Namen, Marie, inwiefern ist es anders? Es ist doch gar nichts anders."

„Ja, Papa; ich weiß jetzt, daß ich damals über mich selbst im Irrthum war. Ich weiß, daß ich jenes Gefühl haben könnte — aber nicht für ihn. Nun weißt Du es."

Mit welcher Anstrengung wurde dies Bekenntniß abgelegt — mit welchen langsamen, gesuchten, förmlichen Worten! Es hätte sollen an der Brust einer Mutter ausgeweint werden. Marie stand, als sie es machte, an einer Seite des Kamins, er an der andern, beide kalt, aufrecht und geschieden. Marie sprach eher wie ein Weib, das, von der Nothwendigkeit bemeistert, einem Arzte die Symptome einer leiblichen Krankheit erklärt, als wie eine mutterlose Tochter, die ihres Herzens Geheimniß dem Vater entdeckt, der ihr einziger Freund ist.

„Marie, Du kannst mich doch nicht diese ganze Zeit hindurch getäuscht haben. Ich kann Dir doch

das nicht zutrauen.“ Er sprach mit solcher strengen Wahrhaftigkeit, als wenn er sie nie getäuscht hätte, und für den Augenblick fühlte er auch diese ganze Tugendstrenge.

„Ich habe niemanden getäuscht — außer mich selbst, und selbst das habe ich unbewußt gethan. Du siehst, daß ich jetzt nicht einmal mehr mich selbst betrüge.“

„Seit wann weißt Du denn nun, daß Du — Dein eigenes Herz verstehst?“

„Ich entdeckte es — zum ersten Mal —“

„Nun ja, weiter doch nur. Wann zum ersten Mal?“

„Gerade, als Du in das Zimmer tratest — jetzt!“

„Was für eine Thorheit! Nein, Marie, solchen Unsinn habe ich von Dir noch nie gehört. Wirklich, Du mußt Dich nicht wie ein Kind benehmen. Wie könnte ich denn Ronald Vidal solch ein Märchen erzählen? Was würde er sagen? Ihm zu erzählen, daß Du lange Monate hindurch gedacht hast, Du verständest Dein eigenes Herz, bis Du eines schönen Tages ganz urplötzlich entdeckst, daß Du Dich getäuscht hattest!“

„Ja, so ist es, das ist die Wahrheit, und die wird man ihm eben sagen müssen. Ich will sie

ihm selbst sagen, wenn Du meinst, daß ich meine Schande tragen muß."

„Du sprichst zu leicht davon, Marie."

„So? Ich fühle es nicht als etwas Leichtes. Ich wußte noch nie, was es heiße, solche Scham und Pein zu empfinden."

„Ich glaube, Du hast über die Sache noch gar nicht nachgedacht. Bildest Du Dir denn ein, daß er keine Gefühle hat?"

„Ach ja, wirklich, ich habe an ihn gedacht. O, er thut mir so leid — wenn er sich wirklich etwas aus mir macht. Ich wollte Gott bitten, wenn das etwas nützte, daß er mich nicht lieb hätte. Aber wie könnte ich ihm ein größeres Unrecht thun, als ihn zu heirathen, wenn ich —"

Sie hielt inne, stützte beide Ellenbogen auf den Kaminsims und verbarg ihr Antlitz in den hohlen Händen.

„Ja, ja, das wissen wir ja alles. Wir wissen, daß Du Dir nichts Besonderes aus ihm machst — ihn liebst — oder wie man's sonst nennen will; doch das wußten wir alles vorher."

Sie richtete das Haupt in die Höhe und sah ihn flehend an.

„O, das ist es nicht; es handelt sich um mehr als das. Ach, kannst Du denn gar nicht rathen? Nicht nur, daß ich an ihm nicht hänge, sondern daß ich an jemandem hänge — aber nicht an ihm, das ist's!"

Sir John wandte sich heftig auf seinem Platz am Kamin herum.

„Guter Gott, Marie, was willst Du damit sagen, und wovon sprichst Du? Es kann ja gar nicht sein!"

„Es ist — es ist!"

„Wo ist der Brief, den Du in der Hand hattest, als ich hereinkam? Was steht darin? Gieb ihn mir!"

Sie hatte ihn auf den Kaminsims gelegt, nachdem sie ihn in der hohlen Hand gehalten, in der sie die Stirn verborgen hatte. Sie nahm ihn auf und gab ihn ihrem Vater, ohne ein Wort zu sprechen, aber mit zitternder Hand und hochrothem Gesicht.

Sir John sah das Blatt an mit den wenigen Zeilen und der Unterschrift „C. J. Pembroke." Etwas wie ein Fluch entfuhr seinen Lippen.

„Wann ist das Ding geschrieben worden?"

fragte er mit der wüthenden Anstrengung, seine Selbstbeherrschung nicht zu verlieren.

„Ich weiß es nicht — ich hab's vergessen. Vor mehreren Monaten — vielleicht vor einem Jahre.“

„Hast Du mit ihm korrespondiert?“

„Nein; ich glaube nicht, daß ich noch einen Brief von ihm besitze.“

„Aber Du sagtest doch, Du hättest das Alles — über Deine Gefühle und so weiter — erst jetzt entdeckt, vor einigen Minuten?“

„Ja, das ist die Wahrheit.“

Sir John war jetzt ebenso verdutzt wie erzürnt. Zollen wir ihm alle Anerkennung für die Mühe, die er sich gab, um sich selbst zu beherrschen. Er war nun ein glatter, würdevoller, polierter Gentleman, der die gute Gesellschaft mit ihren Gesetzen immer im Sinne hatte, um sich darnach zu schulen und zu bilden. Aber jetzt hätte es sein Herz erleichtert, hätte er seine Tochter schlagen können. Mehrere Male durchmaß er das Zimmer und ließ den Dampf seines Zornes wegblasen.

„Marie,“ sagte er dann, und stand plötzlich still, „ich wünsche, daß Du so gut sein wirst, mir

das Alles in schlichtem Englisch auseinanderzusetzen — und so wenig romantisch, wie es geht. Ich wünsche hier klar zu sehen, wenn ich kann. Dieser Brief — in dem ich gar nichts Besonderes sehe — ist viele Monate alt. Dennoch hast Du an diese thörichte Geschichte nie gedacht als eben jetzt. Was bedeutet das Alles?"

„Ich weiß es nicht -- wirklich, ich weiß es nicht. Ich wußte nie, daß er mir in dieser Weise theuer war. Ich war in der letzten Zeit sehr, sehr unglücklich; aber ich wußte noch nicht, daß das der Grund war. Es ging mir wie ein Blitzstrahl auf in dem Moment, als ich den Brief in die Hand nahm. Ich konnte nichts dagegen thun, ich konnte es nicht verstehen — und dann kamest Du herein, und ich schrak zusammen, als wenn ich etwas Böses thäte, und dann wußte ich's." Ihre Stimme brach sich im Schluchzen.

„Das ist das größte Unglück, das mich je betroffen hat!" rief Sir John und ballte die Fäuste, um seinen Zorn niederzuhalten.

„Es ist das größte Unglück, das mich je betroffen hat!" stellte ihm seine Tochter vor.

„Aber, Du lieber Gott, Du hättest doch wissen

sollen, was Du wolltest! Was sollen wir denn nun thun? Wo ist er — weißt Du es?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hat er England verlassen?“

„Ja, ich weiß es wirklich nicht!“

„Sage mir, hat er etwas hiervon ahnen können?“

„Papa, wie kannst Du mich so etwas fragen?“ Marie fand unter dem Einfluß dieser Beleidigung ein wenig von ihrer alten Energie und Lebhaftigkeit wieder. „Ich wußte es nicht, wie sollte er's denn wissen? Und wenn ich es gewußt hätte, nun, ich hätte mich nicht mit Mr. Vidal verlobt; aber dann hätte es gewiß niemand erfahren. Das würde ich für mich behalten haben. Ach, ich wünschte, ich hätte es gewußt, eben aus diesem Grunde!“

„Ich verstehe Dich nicht — was meinst Du damit?“ fragte ihr Vater scharf. Vor Zorn und Bestürzung hatte er seine eigene Erfindung vergessen.

„Du weißt ja, daß er mich nie geliebt hat! Er sagte Dir ja, daß — ach, Du weißt ja, was er Dir gesagt hat!“

Sir John nahm sich bei Zeiten zusammen und

gedachte an seinen frommen Betrug. Er beschloß, ihn, so gut er konnte, zu verwerthen.

„Es freut mich Marie, daß Du noch gesunden Menschenverstand und — und — nun, sagen wir Schicklichkeitsgefühl genug übrig behalten hast, um nicht alle Welt wissen zu lassen, daß Du Dich bis über die Ohren in einen jungen Mann verliebt hast, der — um vön andern Erwägungen ganz zu schweigen — zufällig schon ein anderes Mädchen liebt. Es freut mich, daß Du nicht willens bist, in die Arena einzutreten und Dich um Mr. Pembroke zu bewerben."

„O!"

Er sah, daß er ihr Herz getroffen hatte, und das freute ihn. An ihrem verwundeten Stolz fing seine Hoffnung an, wieder aufzuleben.

„Dennoch weißt Du, Marie, die Leute wollen schwatzen, und da können Deine und meine Angelegenheiten keine Ausnahme beanspruchen. Jedermann weiß, daß Du mit Ronald Vidal verlobt bist, neulich erst war ein Paragraph darüber in den Zeitungen — und wenn jetzt die Geschichte abgebrochen wird, so giebt es natürlich viel Gerede. Man muß ihm doch eine Erklärung Deines sehr

plötzlichen Umschlags geben — denn darauf hat er ein Recht, nachdem er so zu Dir gestanden hat — und dann wird sich die Geschichte selbstverständlich umhersprechen. Wir werden das Vergnügen haben, zu hören, wie jeder Mensch sagt, Du wolltest Vidal nicht heirathen, weil Du in einen Andern verliebt warest, der sich den Kuckuk nichts aus Dir macht."

Marie bebte, als hätte sie einen Peitschenschlag erhalten. Aber dies Gehörte gab ihr neue Festigkeit. Sie sah nun, daß sie bei ihrem Vater keine Sympathie, nicht einmal Mitleid erwarten konnte. Sie mußte für sich handeln — mußte sich selbst vertheidigen.

„Was wolltest Du denn, daß ich thun sollte?" fragte sie kalt.

„Thun? Was jedes vernünftige Mädchen — nein, jedes sittsame Mädchen thun würde; dies unsinnige Gefühl besiegen, das so plötzlich, wie Du selbst sagst, vor zehn Minuten entstanden ist. Rotte es aus. In ein paar Tagen oder Wochen wird es erstorben sein. Aber beschimpfe und mißhandle den Gentleman nicht — den Gentleman! — mit dem Du verlobt bist, indem Du ihn auf einmal bei Seite wirfst und zum Narren machst, blos um

einer lächerlichen, romantischen Schulmädchengrille zu genügen."

„Papa, ist das wirklich Deine Meinung?"

„Natürlich ist sie's. Es wäre die Meinung jedes vernünftigen Menschen. Ein solcher Unsinn!"

Marie schüttelte den Kopf.

„Dann bin ich froh, daß ich kein vernünftiger Mensch bin, denn ich werde das nie thun. Ich werde Mr. Vidal niemals heirathen. O! — Nun?"

Marie's Mädchen war in das Zimmer getreten. Sir John schritt nach dem Fenster; ihm war bange, daß ihre letzten Worte gehört worden wären. Er sah hinaus in die tropfenden Bäume, die von dem noch immer gegen den Regen ankämpfenden Wind gepeitscht wurden. Er zitterte vor Aerger und Enttäuschung. Seine ganze kleine Welt schien zusammengestürzt unter der rücksichtslosen Berührung eines thörichten, romantischen, halsstarrigen Mädchens.

„Bitte, Miß," begann das Mädchen, „es ist ein Mensch unten, der dringend mit Ihnen sprechen muß."

Sir John wandte sich scharf herum.

„Mit mir, Sophie? nicht mit Papa?"

„Nein, Miß, mit Ihnen. Er sagt, er muß durchaus mit Ihnen sprechen.“

„Wie heißt er?“

„Er sagt, sein Name thäte nichts zur Sache; Sie kennen doch seinen Namen nicht, sagt er.“

„Ist es jemand aus Durewoods, jemand, den ich schon gesehen habe?“

„Ich habe ihn noch nie gesehen, Miß.“

Marie sah fragend ihren Vater an.

„Laß ihn hier herauf kommen,“ sagte Sir John. „Ich werde sehen, was sein Anliegen ist.“ Ihm ahnte nichts Gutes; er war in der Stimmung, alles zu argwöhnen.

„Es muß wohl jemand sein, der Geld braucht. Eine Sammlung oder Wohlthätigkeitssache oder dergleichen,“ sagte Marie, als das Mädchen gegangen war.

„Ich kann mir nicht vorstellen, wer es sein mag, werde es aber bald erfahren.“

Es erforderte einige Zeit, um den Besuch aus der Halle nach Marie's Thurmstübchen zu bringen. Kein Wort wurde in der Zeit zwischen ihr und ihrem Vater gewechselt.

„Hier ist der Gentleman, bitte, Miß," sagte das Mädchen.

Er sah gerade nicht ganz wie ein Gentleman aus, aber er war ein ordentlicher Mann von großer Selbstbeherrschung, mit steifem Backenbart und der Miene eines Menschen, der sich von vornherein dagegen verwahrt, daß er sich aufdrängen wollte.

„Ihr Diener, Sir John," sagte er mit halb militärischem Anstand. „Ich bitte die junge Dame um Entschuldigung. Mein Name ist Sands."

„Ja, ja. Es war mir doch, als müßte ich Ihr Gesicht kennen. Sie sind der Polizeiinspektor von Portstone. Wünschen Sie mich zu sprechen, Mr. Sands? Das Mädchen fragte nach meiner Tochter."

„Es war auch die junge Dame, die ich sprechen mußte; aber es freut mich, daß ich Sie hier finde, Sir John, und es freut mich auch, daß Sie wieder zurückgekommen sind, Sir. Ich hoffe, es ist nichts Schmerzliches, Sir John, aber ich werde die junge Dame bitten müssen, uns bei einer Identifizirung beizustehen."

Marie wandte sich überrascht zu ihm.

„Identifizirung von wem oder was, Mr.

Sands?“ fragte Sir John. „Meine Tochter ist augenblicklich sehr in Anspruch genommen, und wenn es nicht eine sehr wichtige Sache ist —“

„Nun, Sir John, in einer Art mag sie wohl wichtig sein.“

Er hatte ein Taschenbuch hervorgezogen, aus welchem er sorgsam einen unansehnlichen Brief nahm. Indem er sich an Marie wandte, sagte er:

„Vielleicht, Miß, wären Sie so freundlich, mir zu sagen, ob Sie diese Schrift kennen, und ob Sie denken, dies Schreiben war für Sie bestimmt?“

Ohne ein Wort zu sprechen, nahm Marie den Brief. Er trug nur die Adresse: „Miß Challoner,“ aber sie kannte die Handschrift vollkommen wohl.

„Woher bekamen Sie dies?“ fragte sie.

„Was ist es, Marie? Kennst Du die Schrift? Sage Ja oder Nein.“ Sir John schien mehr betroffen, als sie.

„O ja, ich kenne sie — es ist Mr. Pembroke's.“

Sir John warf ihr einen warnenden Blick zu, einen Blick des Zornes und der Vorsicht. Er schien zu sagen: „Besinne Dich jetzt — kein Aufsehen, keine Scene! Denke daran, daß Du selbst dies alles über uns gebracht hast.“

„So denken Sie, Miß, daß es für Sie bestimmt war?“

„Ich vermuthe es. Wie kam das in Ihre Hände?“

„Würden Sie es nicht gefälligst öffnen und lesen, Miß?“

Marie öffnete den Brief. Er war jämmerlich verfärbt, und die Tinte war auseinandergelaufen; aber er trug das Datum des vorhergehenden Tages, und dies war sein Inhalt:

„Meine theure Miß Challoner!“

„Ich kann England nicht verlassen, ohne Sie zu sehen und Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich habe einen gewichtigen Grund dafür, Sie zu bitten, daß Sie mir ein paar Minuten, nicht länger, von Ihrer Zeit opfern. Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen, ich weiß es. Ich wünsche aber ausdrücklich, Sie allein zu sprechen.

Ihr treu ergebener
C. J. Pembroke.“

„Aber wo ist er? Und wo wurde dies gefunden?“

„Gieb mir den Brief, Marie. Wußtest Du nichts hiervon?“

„Nein, Papa, wie sollte ich etwas davon wissen? Wo ist denn dies gefunden worden? Papa, frage Du doch, wo es gefunden worden ist.“

„Ja nun, Miß, das ist nun die schmerzliche Seite daran. Aber wir müssen nicht gleich das Schlimmste denken. Dieser Gentleman war ein Freund von Ihnen?“

„Er ist ein Freund von uns.“

„Ja, Miß — wenigstens hoffe ich es. Ist es ein junger Herr von Vierundzwanzig, mag auch sein Fünfundzwanzig — groß, heller Teint?“

„Er ist's, er ist's,“ sagte Sir John ungeduldig. „Aber nun sagen Sie uns auch, Mr. Sands, um was es sich hier handelt.“

„Ja nun, Sir John, wir haben hier böses Wetter gehabt, und es müssen an unserer Küste Unfälle stattgefunden haben. Da ist nun in Portstone ein Körper angeschwemmt worden —“

„O Gott!“ schrie Marie.

Sir John legte seine Hand fest auf ihre Schulter.

„Und natürlich suchten wir nach Erkennungszeichen. Wir fanden Geld, aber keine Visitenkarten noch Briefe — nur dieser eine steckte in einer Tasche.

Ich kannte Miß Challoner's Namen und hielt es für das Beste, mich hierher zu begeben. Es kann ja noch alles ein Irrthum sein, Sir John, und es sollte mir von Herzen leid thun, wenn der junge Herr mit Ihnen befreundet war."

„Er wollte mir einen Besuch machen," sagte Marie, „und ist ertrunken!"

„Nun, Miß," sagte der Inspector, der nicht ohne Mitgefühl die fahle Blässe ihres Gesichts sah, „wir können darüber doch nie sicher sein, bis wir uns selbst davon überzeugt haben, und darum wollte ich Sie nun eben bitten, ob Sie nicht mit nach Portstone kommen und den — ich will sagen, nachsehen wollten, ob es der junge Gentleman war. Da ihn aber Sir John auch kennt, so können wir Ihnen am Ende die Mühe sparen."

„O ja; Miß Challoner könnte das gar nicht unternehmen, Mr. Sands, auch ist es nicht nöthig. Ich werde gehen. Meiner Tochter geht die Sache zu Herzen, wie Sie sehen. Es ist auch allerdings betrübend. Er war uns ein sehr lieber Freund."

„Ich will gehen," sagte Marie, „ich will mit Dir gehen, Papa, bitte! Ich — ich muß ihn noch einmal sehen!"

„Wenn Sie so freundlich sein wollen, Mr. Sands, uns in der Bibliothek zu erwarten, so werde ich in einigen Augenblicken bei Ihnen sein und Ihnen sagen, was wir zu thun gedenken.“ Es drängte ihn, den Mann aus dem Zimmer zu schaffen, denn er fürchtete, daß Marie's unnatürliche Ruhe sie verlassen mußte. möchte

Mr. Sands verließ unter vielen Bücklingen das Gemach. Sorgfältig verschloß Sir John die Thür hinter ihm und kehrte dann zu seiner Tochter zurück. Marie stützte jetzt einen Arm auf den Kaminsims und blickte in's Feuer. In ihren Augen waren keine Thränen, aber ihre Brust hob sich so stark, wie wenn jemand sich in Todesnoth befindet und will es nicht zugeben. Als sie sprach, klang ihre Stimme wie ein trockenes Schluchzen.

„Er war auf dem Wege zu mir,“ sagte sie, „und nun ist er todt!“

„Marie, mein theures Kind! Das ist ja sehr traurig und ein schrecklicher Schlag. Aber wir können's nicht ändern, mein — mein Herz, und Du weißt ja, es ist der Wille der Vorsehung.“

Sir John war zum religiösen Tröster nicht geschaffen. Durch den ganzen glücklichen Theil

seiner Laufbahn hatte er es nur mit der strikten Moralität und Schicklichkeit gehalten, hatte sich aber keinen religiösen Anstrich gegeben. Er war sogar der Ansicht, daß etwas Derartiges in einem thätigen modernen Finanzier ziemlich nach Heuchelei schmecke und verdächtig aussehe. Wenigstens würde es in jedem Fall eine Ausnahme von der Sitte der guten Gesellschaft bilden und also unschön sein. Er war daher jetzt ein wenig gezwungen und verlegen in seiner Anerkennung der Vorsehung. Er fürchtete, nicht sehr eindrucksvoll zu sein, und machte sich durch diese Furcht noch weniger eindrucksvoll.

„Er kam und wollte mich besuchen," sagte Marie wieder. „Nun, jetzt will ich gehen und ihn besuchen! Ich will mit Dir gehen, Papa."

„Liebes Kind, wir müssen sehr vorsichtig sein. Zu helfen ist da nun doch nichts mehr, und der arme Bursch thut mir sehr leid. Natürlich, Marie, bin ich nicht so gefühllos, daß ich nicht mit Dir sympatisiren sollte nach dem, was Du mir heute gesagt hast. Aber dann, mein liebes Kind, kann Dir doch nichts daran liegen, Deine Gefühle bloßzustellen und den Leuten Stoff zum Klatschen zu geben. Du weißt, wie sie reden würden, und es

wäre ja gleichgültig, wärest Du mit dem armen jungen Mann verlobt gewesen; aber Du mußt daran denken, daß Du jetzt mit Ronald Vidal verlobt bist, und daß der arme Pembroke —"

„Eine Andere liebte! „Ja, Du hast mir's ja gesagt. Aber es schien mir immer so sonderbar. Nun hat sie ihn verloren. Ach, das arme Mädchen, wie muß sie ihn geliebt haben! Was wird sie nun beginnen? Und er wollte mich besuchen. Mich wundert, daß ihm daran etwas lag. Ich verdiente es nicht."

Sir John blickte sie erstaunt an. Er sah die Frauen immer für hysterische Geschöpfe an, deren Natur zugleich schwach und ungestüm wäre, die leicht zu erschrecken, leicht zu erzürnen, leicht zu erfreuen wären, die bei einem Wort des Widerspruchs weinten und beim Empfang trauriger Nachrichten aufkreischten, und sich zu Boden würfen oder in's Bett gingen und sich in Thränen badeten. Er war über die steinerne Gelassenheit seiner Tochter überrascht und bestürzt. Sie sprach in einem eintönig leisen Ton, und mit Ausnahme der schnellen Bewegungen ihrer Brust und ihres gelegentlichen kurzen Schluchzens, das sich jetzt kaum hören ließ, war an

ihr kein Anzeichen einer überwältigenden Bewegung.

„Das wird gewiß bald zusammenbrechen,“ sagte er sich. „Das kann unmöglich lange anhalten.“

„Ich denke wirklich, Du solltest lieber nicht mitkommen Marie,“ sagte er hastig. „Wir müssen bei der Sache an die Andern denken. Wir dürfen doch Vidal nicht vergessen. Es taugt nichts, solche Dinge in der Leute Mäuler zu bringen, wenn man's vermeiden kann. Um Deinet- und um Vidal's willen dürfen wir das Gerede nicht aufkommen lassen, daß Du einen jungen Mann liebtest, während Du mit einem andern verlobt warest.“

„Das soll niemand erfahren. Ich für meine Person frage nicht darnach, was die Leute sagen — o nicht eine einzige Spur. Ich verdiene ja alles um deßwillen, daß ich mein eigenes Herz nicht zur rechten Zeit erkannt habe — ach ja! Aber wegen Mr. Vidal's gehört es sich, das sehe ich ein, und ihm bin ich ja etwas schuldig. Aber bitte, laß mich mit Dir gehen; ich will auch gewiß keine Scene machen. Niemand soll es erfahren — wenn

ich aber hier allein bleiben sollte, würde ich wahnsinnig werden.“

Sir John fühlte, daß er weiter nichts thun konnte, als ihr nachgeben. Seine Sympathie für seine Tochter war nicht so groß, wie er es betonte. Er war weit eher geneigt, wüthend über sie zu werden; aber er wußte, daß es nichts nützen würde, sich gegen ein Mädchen in solchen Umständen wüthend zu zeigen. Das vorherrschende Gefühl in seinem Herzen hätte sich in der zornigen Frage ausdrücken lassen: „Warum hat sie alle diese Unannehmlichkeiten über mich gebracht? Wie konnte sie eine solche Thörin sein, sich in diesen jungen Burschen zu verlieben?“ Nie in ihrem Leben bewunderte Sir John seine Tochter so wenig als seit ihrem Bekenntniß. Vor demselben war er nicht nur ein liebender, sondern ein bewundernder Vater gewesen. Er war stolz auf seine superbe Tochter mit ihrer selbstgenügenden Unerschrockenheit, ihrem Ehrgeiz, ihren Prospekten. Er sah in ihr mit seinem geistigen Auge die Nebenbuhlerin der vornehmsten Damen des Reiches. Ihm lag etwas Gemeines in der Liebe, zu der sie sich bekannt hatte. Im Innersten seines Herzens war er nicht böse, daß

die Wogen Christmas Pembroke aus dem Wege geschafft hatten. Diese Sache war abgemacht, und mit den rechten Maßregeln verzweifelte er nicht daran, sie doch noch zur Ehe mit Ronald Vidal bewegen zu können. Der Lauf, den er jetzt einzuschlagen hatte, lag klar vor ihm, wie er meinte. Er mußte mit diesem Mädchen sympathisiren, sich in ihre Launen schicken, ihr in allem ihren Willen lassen, sie dahin zu bringen suchen, daß sie womöglich ihre Empfindungen besiegte und ungesehen verrauchen ließ, ehe Ronald sich einstellte; wenn dann eine Weile vergangen und die Geschichte vorüber war, würde sie doch wohl dazu gebracht werden können, daß sie der Vernunft Gehör schenkte. Im ganzen lagen die Verhältnisse jetzt günstiger als vor einer Stunde. Jetzt war doch kein Grund mehr, daß sie Vidal nicht heirathen sollte. Vidal war sogar so verständig, daß er noch weitere sechs Monate warten würde, wenn es nöthig wäre. Selbst wenn der junge Mann argwöhnte, daß sie für Pembroke etwas tiefer empfunden habe, so war er doch zu großmüthig und zu sehr ein Mann von Welt, als daß er sich darüber viele Gedanken machen sollte, da doch nun der arme Mensch todt war. Sir John

seinerseits hegte die feste Ueberzeugung, daß jede Frau einmal einen Andern leidenschaftlich geliebt habe, ehe sie ihren Gatten wählte, und er sah nicht, daß sie deßhalb schlechtere Gattinnen waren.

Es war gut, daß die Zukunft sich etwas lichter vor ihm aufzuthun schien als vor einigen Minuten. Bei all seiner glatten Selbstbeherrschung wäre er doch wohl nicht fähig gewesen, seinen Aerger ganz vor Marie zu verbergen, wären seine Projekte hoffnungslos verdorben worden. Nun aber bewies er sich sehr zärtlich.

„Nun, mein Kind," sagte er sanft, „ich will Dir darin nicht im Wege sein. Ich weiß, daß ich mich auf Deine Selbstbeherrschung und Frauenwürde verlassen kann. Du sollst mit mir gehen. Ich werde sogleich den Wagen bestellen, uns hinüberzuführen. Wir werden hin gelangen, ehe es dunkel wird. Es ist freilich eine schreckliche Prüfung für Dich und natürlich um so viel härter, weil Du Dich Deinen Gefühlen nicht offen hingeben darfst. Meine arme Marie!"

32. Kapitel

Was das Meer herausgab.

Marie blieb einige Augenblicke allein, als ihr Vater das Zimmer verließ, um die Anordnungen für ihre furchtbare Fahrt zu treffen. Etwas in seinem Benehmen peinigte sie. Inmitten ihres persönlichen Schmerzes und Kummers hatte sie das vage Bewußtsein, daß er ihr nicht sehr bekümmert vorkam. Die Veränderung in seinem Betragen seit dem Empfang der schmerzensvollen Nachricht, machte ihr das Herz schwer. Sie schöpfte den Verdacht, daß er, da doch nun Christmas Pembroke aus dem Wege geräumt war, nur um so mehr versuchen werde, sie zur Heirath mit Ronald Vidal zu bereden, so daß sie nur neue Kämpfe und Argumente haben würde. Vielleicht in einigen Tagen konnte Vidal in Durewoods sein, und nichts im Leben schien ihr jetzt halb so hart zu ertragen als der Gedanke an ihre Verlobung mit ihm. Sie

preßte die Hände auf die Stirn. Ein Entschluß stellte sich ein.

„Ich werde es selbst abbrechen! Ich habe ein Recht dazu. Mein Leben gehört mir — und ich will es thun! Da er nun todt ist, ist es keine Schande. Jetzt kann ich ihn nach meines Herzens Verlangen lieben; wenn ich aber an Mr. Vidal gebunden bliebe, könnte ich nicht einmal an ihn denken."

„Marie," sagte ihr Vater, leise ins Zimmer tretend, „halte Dich fertig, wenn Du mitkommen willst. In genau einer halben Stunde werden wir abfahren. Ich habe erst noch einen oder zwei Briefe zu schreiben, die zur Post müssen."

„Ich," dachte Marie, „habe auch einen Brief zu schreiben."

„In einer halben Stunde werde ich wiederkommen, Marie."

„Ich werde bereit sein, Papa," erwiederte Marie mit einer Ruhe, die ihn befremdete.

Im Augenblick, wo er gegangen war, trat sie an ihren Schreibtisch und begann zu schreiben. Der Zweck, den sie bei ihrem Schreiben verfolgte, erhielt ihre Nerven ruhig und fest. Ihre Gelassenheit war

ihr jetzt selbst überraschend. Sogar während des Schreibens sah sie der Situation voll in's Gesicht und sagte sich, daß dies das Beste und das Richtigste war, was sie thun konnte. Sie setzte jetzt ihre ganze Seele daran, von ihrem Verlöbniß mit Ronald Vidal frei zu werden — frei, um immer an Christmas Pembroke denken und sich gestehen zu dürfen, daß sie ihn liebte. Dieser Schritt würde auch ihrem Vater die Pein ersparen, Ronald die Geschichte mit eigenen Lippen erzählen zu müssen, und würde der Möglichkeit vorbeugen, daß er sie noch ferner zu jener Heirath verleiten wollte. Ihr wurde unbehaglich bei dem Gedanken an alle die kühlen, weltklugen Argumente, die sie von ihm gehört hatte.

Es war ihr auch, als könne sie nicht auf den Leichnam ihres Freundes blicken, wenn sie nicht vorher das Verhältniß zu Mr. Vidal gelöst hätte. Das schien ihr eine heilige, unerläßliche Pflicht. Nicht, als ob sie fürchtete, sie würde sich einem Ausbruch ihres Schmerzes überlassen, wenn sie vor der Leiche des jungen Mannes stände, von dem sie allzu spät erkannt, daß sie ihn liebte. Fräulein Unhold glaubte, daß, so gebrochen sie auch war, sie noch

Stolz und Stärke genug besitze, um sich vor vulgären Zuschauern nicht zu verrathen. Wenigstens aber würde ihre Seele frei sein, und sie konnte gegen sich selbst ihre Liebe offen gestehen. Ein Mädchen, das man in Abwesenheit ihres todtgeglaubten Geliebten zu einer Verlobung beredet hätte, könnte sich nicht glühender sehnen, davon frei zu werden, um dem glücklich heimgekommenen Freund ehrlich entgegenzutreten, als Marie sich nach dieser Befreiung sehnte, ehe sie den todten Christmas Pembroke sehen wollte.

Sie schrieb ihren Brief in einem Zuge, und so schnell die Feder gehen wollte. Ihr Geist beherrschte den Gegenstand. Das Schriftstück lautete:

„Lieber Mr. Vidal!

Dieser Brief wird, fürchte ich, Ihnen Schmerz bereiten. Es ist mir schmerzlich, ihn zu schreiben, aber ich kann nicht anders, und ich habe niemanden dabei um Rath gefragt. Ich möchte wohl wissen, ob Sie schon errathen, was ich Ihnen sagen will.

Ich kann mein Versprechen nicht halten. Ich muß Sie bitten und beschwören, mich davon zu entbinden. Als ich es gab, that ich Ihnen und mir ein großes Unrecht. Doch that ich es halb gedan=

kenlos, halb in Unkenntniß meiner eigenen Gefühle.

Jetzt weiß ich, daß ich Sie nicht heirathen darf. Ich weiß, daß Sie mir nie soviel sein könnten, als Sie es verdienen, und als Sie Ihrer Frau sein müßten.

Das ist noch nicht alles. Vielleicht wären Sie großmüthig und hoffnungsvoll genug, das zu übersehen. Aber ich muß Ihnen etwas sagen, was wohl noch nie vorher ein Mädchen zu solcher Zeit gesagt hat und dessen ich mich vielleicht schämen sollte. Ich weiß jetzt, was ich damals noch nicht wußte — daß ein Mann existiert, der mir theurer ist als Sie oder irgend ein anderes Wesen. Er weiß es nicht und kann es nun nicht mehr erfahren; aber es ist so: ich liebe ihn.

Ich nehme an, daß dies ein unweibliches Geständniß ist. Wenn dem so ist, so werden Sie um so weniger Schmerz empfinden, indem Sie diesen Brief lesen. Es könnte Ihnen nichts daran liegen, ein Mädchen zu Ihrer Frau zu machen, das so etwas schreiben konnte. Es soll mich freuen, das zu glauben — wenn es Ihnen eine Erleichterung ist, mich zu verdammen und zu verachten. Ich weiß nicht, was in der Welt Sitte sein mag; aber

mein Entschluß ist, daß zwischen Ihnen und mir Wahrheit sein soll.

Ich bitte Sie nicht, mir zu verzeihen. Das hätte ich bitten sollen, als ich mich mit Ihnen verlobte, nicht jetzt, wo ich Ihnen Ihr Wort zurückgebe und Sie frei mache.

Marie Challoner."

„Wenn das von Durewoods abgeht," sagte Marie, „so bin ich los und ledig!" Sie couvertierte und adressierte den Brief, stieg selbst die Treppe hinunter und steckte ihn in den altmodischen Postbeutel, kam dann auch, von niemandem bemerkt, in ihr Zimmer zurück. Ein merkwürdiges Gefühl der Erhebung, ja des Entzückens kam über sie. Alle höheren Empfindungen gehen aus derselben Tonart, und mit einem großen Entschluß findet sich auch immer das Beben das Entzückens ein. Als Juliet's Geliebter alles weiß, das Schlimmste in seiner Seele kommen sieht und nun seinen Entschluß faßt, so ist etwas wie entzückter Stolz in seiner Erklärung, daß er nun doch Juliet besuchen wolle und zwar noch in dieser Nacht. Mit einem verwandten Stolz dachte unsere Heldin, daß sie nun auf das Antlitz des Mannes blicken könnte, den sie liebte. In

diesem Augenblick fielen ihr die ruhigen, warnenden Worte ein, die ihr Dione am Tage vorher gesagt hatte.

„Miß Lyle hatte doch wohl Recht,“ sagte sie sich, „jetzt kann ich doch wenigstens so an ihn denken, da er nun todt ist. Selbst das arme Mädchen, das er liebte, würde mich jetzt nicht tadeln, wenn es alles wüßte.“

Ihr Vater kam und half ihr gesetzten Wesens in die Kutsche. Vor den Augen der Dienerschaft behauptete er seine würdevolle Leichtigkeit; als sie jedoch auf dem Wege und allein beisammen waren, fiel er in seine ostentatiöse Sympathie zurück. Es war wenig über die Mitte des Tages, aber der Himmel war bezogen und die Landschaft trübe vom Nebel. Sie hatten eine lange Fahrt und sprachen nicht viel. Die momentane Erhebung des Geistes, die Marie bei ihrem Entschluß gefühlt hatte, war verschwunden; sie hatte jetzt nur die Empfindung äußerster Vereinsamung. Beim Blick in die Zukunft schauderte sie über deren Oede. Beim Blick in die Vergangenheit wunderte sie sich, daß sie je glücklich gewesen.

So sehr viel Mitgefühl Sir John ihr auch

bezeugte, so konnte sie sich ihm doch nicht in alter Liebe und Vertraulichkeit zuwenden. Und nicht allein, daß sie sich hierzu nicht bringen konnte; es schien nicht einmal in der Natur der Dinge zu liegen, daß sie den Versuch dazu machte; es schien unmöglich, daß jemals das frühere Vertrauen zwischen ihnen wieder einkehrte. Durch ihre Seele zog eine unklare Idee, daß man ihr nicht ehrlich begegnet sei. Sie hatte nicht viel Gestalt angenommen; aber sie war da. Warum drängte es Christmas Pembroke so sehr, sie zu sehen, ehe er England für immer verließ? Warum verließ er England für immer? Warum hatte er nie Miß Lyle etwas von — von Miß Jansen gesagt?

Als sie jetzt die Vergangenheit überblickte, wunderte sie sich über sich selbst, daß sie das Geheimniß ihres Herzens nicht früher erkannt hatte. Nun verstand sie es. Sie hatte ihn diese ganze Zeit über geliebt. Unbewußt hatte sie gestrebt, ihr Herz gegen ihn zu verschließen, als sie hörte, daß er ein anderes Mädchen liebte; aber untrennbar wie ihr Schatten hatte er sie überall hin begleitet. Sein Andenken hatte sie immer bedrückt. Die Finsterniß, in der sie gesessen, die beständige Pein in ihrem

Herzen war seinethalben gewesen. Wenn nicht ihr Vater und Mr. Vidal gewesen wären, denn auch dem letzteren war sie doch immer etwas verpflichtet, so wäre es ihr jetzt gleichgültig gewesen, wer die Sache erfahren hätte. Sie wünschte, zu Sybil Jansen gehen zu können und ihr zu sagen: „Ich liebte ihn auch. Jetzt, da er todt ist, kann ich es Ihnen sagen," damit sie doch im Unglück Schwestern sein konnten.

Wie klar erschienen ihr jetzt viele Dinge, die, wie z. B. ihre Stimmungen, ihr vordem so verwirrend gewesen, und wie seltsam erschien ihr so manches Andere, das ihn betraf! Warum sagte er ihrem Vater, daß er Sybil Jansen heirathen wolle, und warum sagte er es Miß Lyle nicht? Warum schien er nie gern etwas von Mr. Vidal zu hören? Warum trug er an jenem Tage, an jenem letzten Tage, als sie ihn bei Mrs. Seagraves sah und ihm eine freundliche Botschaft an Miß Jansen auftrug, so deutlich den Ausdruck des Nichtverstehens an sich? Warum war Miß Jansen so kalt und grob zu ihr? Warum mußte sie von seiner Liebe für Miß Jansen gerade an demselben Tage hören, wo Mr. Vidal ihr seinen Antrag machte?

So marterte sie vergeblich ihr Herz, als wenn das Todte nicht todt wäre, als wenn man die Dinge noch ungeschehen machen könnte, als wenn das Wie- und Warumfragen jetzt noch etwas bedeutete, wo doch alles vorbei war. Dann und wann erinnerte sie sich mit Todesweh, daß es umsonst wäre, jetzt an dies alles zu denken, und dann fing sie mit denselben Gedanken von vorn an. In jedem Augenblick wurde sie sich mehr bewußt, daß ein schleichendes, fröstelndes Gefühl des Mißtrauens gegen ihren Vater sich ihrer bemächtigte. Es war nicht stark und entschieden genug, um Verdacht genannt zu werden; aber was war es?

Gedankenvoll sah sie ihn an, wie er mit ihr im Wagen saß, und gedachte der Jahre, in denen sie so gute Freunde gewesen und in denen sein Kommen ihr immer einen Festtag bereitete, und sie wunderte sich, warum ihr Herz jetzt gegen ihn so kalt sein konnte. Er blickte auf, und ihre Augen begegneten den seinigen, und diese waren voll Mitleid, wie sie glaubte. Sie war gerührt und legte sanft ihre Hand auf seinen Arm.

„Papachen!" sagte sie in der alten, kindlichen,

liebevollen Weise, die sie seit einiger Zeit verlernt hatte.

„Ja, mein Liebling?"

„Hast Du irgend eine Idee, kannst Du Dir erklären, warum er mich sehen wollte, ehe er England verließ?"

Einen Augenblick war Sir John versucht, ihr die Wahrheit zu sagen und ihr in ihrem Kummer den armseligen Trost zu geben, daß er sie doch geliebt hatte. Sie sah gar zu tiefsinnig und kläglich aus. Aber Sir John war ein vorsichtiger, berechnender Mann. Den größten Theil seiner Erfolge im Leben hatte er durch die Fähigkeit gemacht, das Ganze der Situation in einem Moment zu übersehen, das Für mit dem Wider zu vergleichen und dann seinen Entschluß zu fassen. Es würde ihr nicht nützen, wenn er ihr die Wahrheit sagte, es würde sie nur daran hindern, diese ganze Thorheit abzustreifen, und würde ihm und seiner Autorität in ihren Augen für immer schaden. Der jetzige Schmerz war doch nur ein vorübergehender. Erinnerte er sich nicht seiner eigenen Liebesschmerzen um Dione Lyle? Und wie lächerlich erschienen sie ihm jetzt! So entschied er sich.

„Ja nun, Marie, wir waren immer sehr gut gegen ihn — Du besonders, und er schien sehr dankbar zu sein, der arme Bursche! Es war nur natürlich, daß er Dich gern sehen und Dir sagen wollte, daß er dankbar sei. Und dann bildete er sich auch vielleicht ein, ich wäre nicht ganz damit einverstanden, daß er seine Karriere in England so übereilt aufgebe, und mag wohl gedacht haben, Du würdest zum Friedensstifter dienen. Ich denke wohl, daß es etwas von der Art war; es ist sehr wahrscheinlich. Armer Junge — armer Junge!"

Marie sank wieder in ihre vorige Lage zurück. Es schien sehr wahrscheinlich — und doch! — und damit begann denn all das peinigende Fragen wieder von Neuem.

Endlich kamen sie vorbei an einigen zerstreuten, vor der Stadt liegenden Häusern, an Booten und Netzen und Pfosten, die mit Ketten und Seilen befestigt waren.

„Nun, mein Kind," fragte ihr Vater im Ton steifer, bangemachender Freundlichkeit, nicht ungleich der, die dem Patienten ankündigt, daß die Operation beginnen solle, „bist Du denn auch ganz sicher, daß Du das Alles durchmachen kannst? Von

Deiner Selbstbeherrschung hängt sehr viel ab. Es liegt durchaus keine Nothwendigkeit vor, daß Du Dich aus dem Wagen bemühst, und es wird so schmerzlich sein —"

„Sind wir zur Stelle?"

„Ja, sehr bald. Ich denke wirklich, Du thätest weit besser daran, nicht auszusteigen."

„Es scheint mir jetzt, als habe ich in der Welt nur noch einen Wunsch übrig."

„Ja, nun, was ist das für einer?"

„Ihn noch einmal zu sehen."

Sir John zog die Schultern in die Höhe und war bitter zornig. „Dazu erzieht man nun Töchter und hat sie lieb! Kommt da von Gott weiß woher ein junger Kerl, und sie haben für weiter niemand mehr Gefühl in sich."

„Wie Du willst, Marie. Aber bedenke, daß Du Dich nicht auffällig machen darfst. Laß uns keine Scene in einer Tragödie spielen zur Erbauung von Portstone."

„Warum sollte ich mich auffällig machen? Ich weiß alles, was dabei zu wissen ist. Das Schlimmste ist vorüber. Ich will weiter nichts als ihn sehen und wissen, daß ich ihn gesehen habe."

Der Wagen hielt an, und Mr. Sands öffnete den Schlag. Sir John stieg aus und gab Marie die Hand. Festen und leichten Schrittes stieg sie heraus und warf einen schnellen Blick umher. Der Eindruck des Ortes, soviel sie von ihm sehen konnte, prägte sich ihrem Geiste ein. Sie befanden sich vor einem Thorweg an einer Seite eines Platzes, der von einer Seite vom Wasser und einem Quai begrenzt wurde. Die graue, neblige See schlug jeden Moment über den Quai hinweg, und der Regen strömte über das unebene Pflaster. Die Häuser des Platzes waren größtentheils alterthümliche, den Einsturz drohende Gebäude. In einigen Fenstern blinkten bereits Lichter, obschon der Abend noch nicht hereingebrochen war. In einem Hause waren vor den unteren Fenstern rothe Vorhänge, hinter denen Licht brannte, was die einzige Probe von munterer Farbe war, die die düstere Monotonie und mehr als winterliche Oede des Platzes erhellte. Hier und da waren Boote, dort auch Pfosten mit Ketten, und ein paar Männer in Röcken von Wachstuch bewegten sich umher.

„Bitte, hier entlang, Sir John," sagte Mr.

Sands, „dies ist der Weg, Miß, drei Stufen hinunter. Das Licht hierher, Ruggles.“

Ruggles, wer es auch sein mochte, hielt eine Laterne hin, und Sir John stieg mit seiner Tochter einige Stufen hinab in einen langen Mittelgang oder auch Halle. Marie fühlte ihr Herz schmerzvoll pochen, hielt sich jedoch fest in der Kontrolle. Sie war sich bewußt, ihr Kleid sorgsam aufzunehmen, damit es nicht auf den feuchten, schmutzigen Stufen entlang schleppe.

„Was ist das für ein Haus?“ fragte sie ruhig.

„Das ist die Polizeistation und das Feueramt, Miß,“ erwiederte der höfliche Sands. „Wir müßten hier auch eine Leichenhalle haben. Aber wir haben noch keine.“

Marie schauderte. Das schien einer Leichenhalle ähnlich genug.

Sie durchschritten den Mittelgang, der sehr dunkel war, der aber auf beiden Seiten Zimmer mit steinernen Fußböden hatte, die durch Fenster leidlich erhellt waren. Marie bemerkte in einem der Zimmer einen Käfig mit einem Vogel.

Dann gingen sie durch eine Hinterthür und überschritten einen kleinen, schlecht gepflasterten Hof,

wobei Mr. Sands so gefällig war, Marie mit einem Regenschirm zu beschützen. Sie kamen an eine Art Anbau, einen Stall oder Waschhaus, und Mr. Sands, der ihnen voranschritt, öffnete die Thür desselben.

Marie zog sich momentan zurück. Sie wußte, dies war der Ort.

„Du wirst stark sein, mein theures Kind,“ sagte ihr Vater flehend. Seine ganze Seele war voll von der Sehnsucht, ohne eine Scene über alles dies hinwegzukommen. Wenn er sie nur erst wieder sicher im Wagen hätte, mochte sie in Ohnmacht fallen oder weinen, oder was sie sonst wollte. Er selbst dachte jetzt nicht an den Anblick, den sie haben würden. Ihm war es nichts. Wäre er allein und mit freiem Herzen gekommen, so hätte er wohl Raum für einen Gedanken an das Geschick dieses Sohnes seines Jugendfreundes gehabt. Jetzt aber konnte er nur an die Möglichkeit denken, daß Marie eine Scene machte, die Skandal und Klatscherei hervorrufen könnte. Nach allem, was er wußte, mußte sich ein Mädchen in einem solchen Fall über den Leichnam werfen. Er zog Marie's Arm fester in den seinen, und sie traten ein.

Der Ort war besser erleuchtet als der bewohnbare Theil des Gebäudes. Er hatte schräge Fenster an der Decke und so viele, daß sie fast ein Glasdach bildeten. Das Tageslicht war noch erträglich hell.

In dem Zimmer befand sich nichts als eine breite Bank, und auf dieser lag etwas, das mit einem großen, groben Tuch oder Laken bedeckt war. Marie hielt den Athem an. Die Zeit ist da, dachte sie. Ein seltsamer Einfall durchfuhr sie. „Ich weiß jetzt, daß ich ruhig zur Hinrichtung schreiten könnte, es würde nicht halb so schlimm sein als dies."

„Das ist der Körper," erklärte Mr. Sands höchst überflüssiger Weise. Der unter der Decke liegende Leichnam schien über den Raum zu gebieten wie der sichtbare König der Schrecken selbst. Mr. Sands sprach mit gedämpfter Stimme wie man es in Gegenwart eines Königs thut.

Sir John und Marie sahen schweigend zu. Ihr schien es, als stände selbst ihr Herzschlag still.

„Soll ich?" fragte Mr. Sands, indem er die Hand an die Decke legte und sich anschickte, sie wegzunehmen.

„Bitte," antwortete Sir John.

Marie fand, daß sie ein Gebet murmelte — zu wem, um was, wußte sie kaum.

Mr. Sands zog die Decke hinunter. Ein bleiches, wachsartiges Antlitz wurde sichtbar. Es sah nicht schaurig aus; es sah nicht menschlich aus; es schien nicht, als habe es jemals dem Leben angehört — es war nur wie eine Wachsmaske. Marie beugte sich mit angehaltenem Athem eine Sekunde lang darüber hin. Sir John beugte sich ebenfalls nieder, bestürzt, verwirrt, und dann zog Marie ihren Arm aus dem seinen und stieß einen lauten Schrei aus, der durch den weiten, leeren Raum schaurig widerhallte: „O, er ist es nicht! Gott sei Dank!"

„Ach, die junge Dame!" rief Mr. Sands aus und eilte zu ihr, um sie aufzuheben, denn sie war ohnmächtig zu Boden gesunken.

„Nein, ich danke Ihnen, lassen Sie — ich kann sie aufheben," schrie Sir John wüthend. „Das ist ja nur ein verwünschter Irrthum, Mr. Sands! Das ist garnicht die Person, die wir vermutheten. Können Sie nicht irgendwo einen Stuhl auftreiben? Oder nein, bemühen Sie sich nicht. Wir wollen lieber diesen Ort verlassen."

Sir John war ein starker Mann in der Fülle

seiner Kraft, und es war ihm keine größere Heldenthat, jetzt seine Tochter aufzuheben und fortzutragen, als es ihm vor Zeiten war, wo er sein Entzücken darin fand, sie eigenhändig nach iher Wiege zu tragen. Jetzt aber fühlte sein Herz keine Zärtlichlichkeit für sie. Er war ungeduldig und ärgerlich — ärgerlich über sie, daß sie, wie er es nannte, ihre Gefühle so bloßgestellt hatte, ärgerlich über Mr. Sands, weil er den Irrthum zu Wege gebracht hatte, ärgerlich über Christmas, weil er nicht der Leichnam war, ärgerlich über den Leichnam, weil er nicht Christmas Pembroke war. In seiner Hast hatte er nicht gesehen, wessen Leiche da lag. Er hätte es nicht gewußt, daß der arme Nat Cramp und seine thörichte Geschichte von Eitelkeit, Ehrgeiz, Liebe und Enttäuschung ein so plötzliches Ende gefunden hatte.

33. Kapitel.

„Aber nicht mehr wie mein Vater.“

Marie war auf alles gefaßt gewesen, nur nicht auf das, was sie sah. Sie hielt sich in der Zucht, sie stählte ihr Herz und ihre Nerven, und sie hätte, ohne zu erliegen, auf das kalte, todte Antlitz des Mannes blicken können, den sie, wie sie jetzt wußte, geliebt hatte. Sie dachte, eher hätte sie alles ertragen können, als ihn nicht zum letzten Male zu sehen. Zum letzten und so recht eigentlich zum ersten Male! Vorher hatte sie ihn ja nie im rechten Lichte gesehen — als den Einen, den sie hätte lieben können. Sie hatte die Fesseln ihrer Verlobung zerrissen, um, wenn sie ihn zum letzten Male gesehen hatte, zur Nachtzeit in der Stille und Einsamkeit ihres Zimmers ihrem Kummer sich hingeben zu können, ohne Scham zu empfinden. Aber sie war nicht vorbereitet auf das, was sie sah, nicht auf die wilde Reaction der Freude, daß er nicht

todt war. Aus diesem Grunde schien Gehirn und Pulsschlag ihr plötzlich von einem Gefühl des Erstarrens gefesselt zu werden, einen Augenblick, eine Sekunde lang mußte sie einen unerträglichen Kampf durchkämpfen, ein fremdartiges Licht blitzte vor ihren Augen, in ihren Ohren machte sich ein außerirdisches Singen vernehmbar, und zum ersten Mal in ihrem Leben fiel sie in Ohnmacht.

Sie erholte sich sehr bald wieder und fand ihren Vater damit beschäftigt, ihre Stirn mit einem in kaltes Wasser getauchten Taschentuch zu benetzen. Sie lächelte schwach ihren Dank und sagte, ihr wäre besser, ihr wäre schon ganz wohl. Ihr Vater, der nicht viel sprach, brachte sie nach dem Wagen, wo, wie er sagte, sie bequemer ruhen konnte. Dort lehnte sie sich zurück mit der Empfindung eines Gefangenen, der, ehe sein Todesurtheil ganz vollstreckt ist, gerettet wird und sich noch nicht soweit erholt hat, um seine Glückseligkeit ganz zu verstehen.

Sie sah ihren Vater und Mr. Sands mit einander reden. Ihr Zustand besserte sich sehr schnell und sie fing an, ihr Glück zu verstehen. Jetzt kam Sir John und nahm seinen Sitz neben ihr ein.

„Die junge Dame ist doch besser, hoffe ich?“

fragte Mr. Sands und steckte seinen Kopf, den er trotz des Regens respektvoll entblößt hatte, zum Wagenfenster hinein.

„Mir ist jetzt wieder ganz wohl, danke Ihnen, Mr. Sands,“ sagte Marie, die froh war, mit einem sprechen zu können. „Ich bin noch niemals ohnmächtig gewesen. Aber es freute mich so, daß es nicht der Freund war, an den wir dachten.“

Gram ist, wir alle wissen es, leichter zu verschweigen als Freude. Seine Freude nicht aussprechen zu dürfen, ist außerordentlich schwer. Unser liebes Fräulein Unhold empfand es als eine harte Prüfung, daß sie ihrem Vater gegenüber nicht alle die Seeligkeit ausschütten konnte, die sich ihrer so völlig bemächtigt hatte. Ein Etwas sagte ihr indeß nur zu sicher, daß er ihre Bewegung nicht theilen würde, und es war ihr daher schon ein Trost, sich so schwach gegen den achtungswerthen Mr. Sands aussprechen zu dürfen.

„Nach dem, was Mr. Sands mir sagt, fürchte ich aber, dürfen wir die Sache nicht für so sicher ansehen,“ bemerkte ihr Vater eiskalt. „Zwei junge Männer nahmen, wie Mr. Sands mir mittheilt, ein Boot in Baymouth.“

„Zwei junge Männer, Sir John. So ist es uns gemeldet worden — zwei junge Männer nehmen ein Boot in Baymouth, niemand begleitet sie. Dieser hier soll einer von ihnen sein."

„Ich bin gewiß, daß er nicht ertrunken ist," sagte Marie leise. „Ich weiß, er ist in Sicherheit."

„Nun schön, über diesen Punkt brauchen wir uns nicht zu streiten. Wir hoffen natürlich alle, daß er in Sicherheit ist."

„Seltsam, daß dieser hier den Brief an die junge Dame bei sich trägt," äußerte Mr. Sands.

„Ach nein, nicht besonders seltsam." Sir John wollte den Gedanken nicht aufkommen lassen, daß sich etwas Seltsames ereignen konnte, wenn seine Tochter mit dabei betheiligt war. „Jedenfalls ist dieser arme Mensch ein Bote gewesen. Sehr wahrscheinlich Mr. Pembroke's Diener. Kennst Du Mr. Pembroke's Diener, Marie? War er's?"

„Aber, Papa — weißt Du denn nicht?"

Sir John glaubte, sie wolle sich so beeilen, ihn daran zu erinnern, daß Pembroke wohl keinen Diener halte, und solche Auseinandersetzungen hielt er für unnöthig.

„Ja, nun — Du erkanntest ihn nicht?"

„Aber gewiß — Du nicht? Der arme Mensch! Es scheint grausam und herzlos, daß ich dabei so erfreut sein konnte, ihn da als Leiche zu sehen. Aber ich konnte mir nicht helfen.“

„Weißt Du denn, wer es war, Marie?“

„O ja, Papa; es ist der bejammernswerthe Natty Cramp. Ich hätte mich um seinetwillen auch grämen sollen“ — und Marie wurde blaß und unwohl bei dem Gedanken an den todten Körper, und was es hätte sein können.

„Unsinn!“ sagte Sir John. „Das kann ja gar nicht sein.“

„Aber freilich ist er's, der arme Nat Cramp. So bald nach seiner Mutter!“ Marie gab sich Mühe, recht sehr betrübt zu sein; aber die Gewißheit, daß es nicht Christmas Pembroke war, konnte die Betrübniß nicht aus ihrem Schlafe aufstören. „Wenn Kummer schläft, erweck' ihn nicht,“ sagt ein deutsches Lied. Marie hielt es für eine fromme Pflicht, ihren Kummer zu erwecken, aber er hatte einen Schlaftrunk genommen und wollte nicht aufwachen.

„Aber wir ließen ihn ja doch erst vor Kurzem in Amerika zurück, Marie!“

„Einer von den jungen Männern, heißt es, soll auch aus Amerika gekommen sein, Sir John," erklärte Mr. Sands.

„Er ist wohl bei der Nachricht vom Tode seiner Mutter gekommen, Papa. Aber es ist der arme Natty. Mit allen seinen Träumen ist es aus."

„Meine Tochter muß wohl Recht haben," sagte Sir John. „Es war der Sohn einer alten Person, die neulich gestorben ist, und die in Durewoods als Dienerin fungierte."

„Sehr traurig!" meinte Mr. Sands. „Aber dahin müssen wir ja alle einmal kommen."

„Warte auf mich, Marie. Ich werde doch noch einmal mit Mr. Sands hineingehen und den Leichnam besichtigen. Ich sah nicht sehr genau hin, als ich fand, daß es nicht — es fiel mir nicht auf."

Marie wurde einen Augenblick allein gelassen. Ihr schien das ganze Geheimniß sehr klar. Der arme Nat Cramp war nach Durewoods geeilt, zu seiner verstorbenen Mutter, und Christmas hatte ihm den Brief gegeben, um ihn ihr zu überbringen. Der Gedanke, daß sie beide beisammen gewesen waren, kam für sie gar nicht in Betracht. Wären sie beisammen gewesen, wie hätte Nat zu dem Brief

kommen sollen, der für sie bestimmt war? Diese Annahme störte sie nicht einmal. O nein, er war am Leben, und sie war glücklich! Für jetzt hatte sie noch nicht einmal Zeit, daran zu denken, daß er, wenn er lebte, für eine Andere lebte. Es war genug, zu wissen, daß er nicht todt war.

Sir John kam zurück und sah etwas bleich aus.

„Es ist der arme Cramp, sicher genug, — aber was zum Teufel blieb er denn nicht in Amerika, wo es ihm gut ging?"

Sir John war sehr erzürnt über Cramp, daß er nicht Christmas Pembroke war. Oder vielleicht schien es ihm, daß, wenn Cramp nur in New Padua geblieben wäre, Pembroke hätte der Ertrunkene sein müssen. Er gab jedoch Mr. Sands Anweisung, daß der Körper, wenn alle Förmlichkeiten des Gesetzes geschehen wären, nach Durewoods geschafft werden sollte, um dort neben seiner Mutter begraben zu werden; alle Kosten wolle er, Sir John Challoner, tragen. Er bat auch Mr. Sands dringend, ihn davon zu benachrichtigen, wenn noch etwas Anderes zu Tage käme — das Boot und der andere junge Mann — und damit fuhr der Wagen davon.

„Wie kam der junge Mensch dazu, Dir einen Brief zu bringen, Marie?“ fragte Sir John scharf.

„Ich weiß es nicht, Papa. Aber ich nehme an, daß Mr. Pembroke ihn darum gebeten hat.“

Sir John zuckte die Achseln.

„Mir scheint's, daß da ein förmliches Komplott rund um mich herum im Gange gewesen ist, und daß jeder ein Geheimniß hatte, daß er mir sorgsam verbarg. War denn Dione Lyle in dieses ganze Gewebe verflochten?“

„In welches Gewebe, Papa? Ich weiß von keinem.“

„In dieses Briefeschreiben, -holen und -bringen, in die Liebesgeheimnisse und Geschichten alle. Das ganze Kirchspiel wird denn wohl wissen, daß Miß Challoner in einen jungen Menschen verliebt war — während sie mit dem Sohn des Grafen Paladine verlobt war. Guter Gott! was für eine Lage der Dinge!“

„O, aber es wußte es ja niemand, Papa! Warum kannst Du mir denn gar nicht glauben? Kein Mensch wußte es. Ich wußte es ja selbst nicht. Ich habe mich nicht in Unehre gebracht.

Niemand soll es auch je erfahren, wenn Du es nicht verräthst.“

„Marie, laß mich ein für allemal genau erfahren, wie die Sache steht. Hat sonst niemand etwas davon gehört?“

„Niemand sonst — o nein!“

Für den Augenblick erinnerte sie sich nicht, daß sie in ihrem Briefe an Vidal ein Geständniß gemacht hatte, dem nur der Name fehlte, um vollständig zu sein.

Sir John warf sich in seinen Sitz zurück mit dem Seufzer eines, der sich mit dem zweifelhaften Troste resigniert, daß die Dinge immer noch schlechter hätten sein können. Marie blieb für den Rest der Heimfahrt ihren eigenen Gedanken überlassen. Es war nicht ihres Vaters Schuld, wenn sie sich nicht für ein sehr eigensinniges Mädchen ansah, das ihrer Familie und ihren Freunden viel Sorge machte. Alles dies war Marie sehr neu, da sie bisher in ihrem Daheim eine Art Prinzessin gewesen und von ihrem Vater durch allerlei Huldigungen immer verzogen worden war — wenn sie hätte verzogen werden können.

Als sie sich wieder in ihrem Zimmer befand,

fiel es ihr auf's Herz, daß ihr Vater einen Widerspruch sehen würde zwischen der Versicherung, die sie ihm gegeben, daß außer ihm niemand ihr Geheimniß wüßte, und dem Geständniß, welches sie Mr. Vidal gegenüber abgelegt. Er mußte doch erfahren, was sie an Vidal geschrieben hatte, und sie fühlte, daß es sich gehörte, ihn sogleich davon in Kenntniß zu setzen. Sie hatte ihren Brief geschrieben unter einem so festen Entschluß, daß er durch nichts erschüttert werden konnte; warum sollte sie sich scheuen, ihm ihren Schritt zu bekennen? Was konnte es denn jetzt noch auf sich haben? Sie konnte und wollte das Einzige, was ihr Vater verlangte, nicht thun: was lag nun daran, ob sein Mißvergnügen etwas schärfer oder gelinder, etwas früher oder später auf sie fiel?

Trotzdem fühlte ihr Herz eine Art Schrecken. Sie scheute sich, den unbekannten Konsequenzen ihrer That in's Auge zu schauen. Es war ihr eine Angst, ihren Vater in einer Laune zu sehen, wie sie sie bisher noch nicht an ihm gekannt hatte. Sie hatte von Vätern gehört und gelesen, die sich heftig und hochfahrend gezeigt hatten. Ihr Vater war es bisher allerdings noch nie gewesen. Es war schwer,

an die Möglichkeit zu glauben, daß er es je sein sollte. Aber an diesem Tage erst hatte er mit ihr geredet wie noch nie zuvor, und wie sie es noch gestern nicht für möglich gehalten hätte, daß je ein Mensch mit ihr würde reden können. Wer konnte sagen, was sich nun zunächst ereignen würde? Alles, was wunderbar und unbegreiflich war, war in jüngster Zeit über ihr Leben hereingebrochen. Eine große Wasserfluth war darüber hinweggerauscht und hatte die alten Wahrzeichen mit sich fortgefegt. Jetzt konnte nichts mehr überraschend kommen. Daher schlug ihr Herz gewaltig. Wie alle Frauen war sie geneigt, vor dem Unbekannten und doch Möglichen zu erzittern.

Aber das eine Einzige, was sie nicht zu thun, vermochte, war: sie verstand nicht zu täuschen. „Wenn ihm dies auch nur noch eine Stunde unbekannt bleibt, so werde ich ihn getäuscht haben,“ dachte sie. In diesem Moment wirrer Bewegung erinnerte sie sich, daß Dione Lyle sie gelobt hatte, weil sie etwas wie eines Mannes Ehrgefühl besitze. Resolut ging sie zu ihrem Vater.

Sie wußte, daß sie ihn im Bibliothekzimmer finden würde. Es schien ihr, als wäre es erst vor

einigen Tagen gewesen, als sie noch die Gewohnheit hatte, hierher zu eilen, sich in seine Arme zu stürzen, sich auf sein Knie zu setzen und ihn dazu zu bringen, daß er sein Buch aus der Hand legte und mit ihr plauderte. Wie gütig und geduldig er immer war! Welch ein Fest war es ihr immer gewesen, wenn er kam! Jetzt fürchtete sie sich fast, zu ihm zu gehen. Doch bewältigte sie ihre Furcht und trat ein.

Sir John lehnte am Kaminsims, drehte ihr den Rücken zu und blickte mißmuthig in's Feuer. Als er das Rauschen ihres Kleides hörte, sah er auf, und beider Augen begegneten sich in dem Spiegel über dem Kamin. Es drückte sich in diesem momentanen Austausch der Blicke keine Sympathie aus. Jeder sah sofort wieder hinweg.

„Habe ich Dich gestört, Papa?“ begann sie und erstrebte einen möglichst leichten Ton.

„Nein, Marie, ich war nicht beschäftigt.“ Der Ton und die Manier, in der das gesagt wurde, drückte so klar, wie Worte es nur gekonnt hätten, aus: „Mein Gemüth war zu peinlich in Anspruch genommen durch die Prüfung, die eine undankbare Tochter über mich verhängt, als daß ich mich meinen gewohnten Beschäftigungen hingeben könnte.“

„Ich muß Dir etwas sagen.“

„Ja, Marie.“ Etwas von der melancholischen Strenge seines Gesichtes verlor sich bereits. „Will sie mir ihre Unterwerfung anzeigen?“ fragte er sich.

„Ich weiß, Du wirst mißvergnügt sein —“

„O! Nun, was hast Du?“

„Ich sagte Dir heute, daß kein Mensch außer Dir etwas von — von alledem wissen könne.“

„Ja, das sagtest Du mir, und ich glaubte es Dir. Nun — ist es nicht wahr gewesen?“

Diese herbe, grausame Weise, ihr entgegenzutreten, reizte Marie und ließ sie ihre Aufrichtigkeit fast bereuen.

„Es ist wahr gewesen,“ sagte sie ruhig. „Wenigstens hielt ich es für wahr. Es fiel mir aber nicht gleich ein, daß ich noch einem andern Menschen etwas davon gesagt.“

„Das dachte ich mir doch, Marie,“ sagte Sir John und lächelte halb triumphirend, halb verächtlich. „Ich glaube, Ihr Frauen sagt nie die ganze Wahrheit auf einmal. Nun, ich glaube, das Uebrige weiß ich. Du hast natürlich dies romantische Geheimniß Dione Lyle mitgetheilt! Das hätte ich wissen können. Ich bin in meiner Seele davon

überzeugt, daß sie bei der ganzen Geschichte die Hände im Spiele hatte. Sie haßt mich, das weiß ich wohl. Nun denn, jetzt hat sie ihre Rache gehabt. Ich kann es nicht leugnen."

„Nein, Miß Lyle habe ich es nie gesagt." Inmitten all ihrer näheren, persönlichen Empfindungen wunderte sich Marie höchlichst über die Worte, die er gesprochen hatte — die Worte Haß und Rache. „Sie weiß nichts davon."

„Nun, wer denn im Namen des —. Ich verlange zu wissen, wer etwas davon gehört hat."

„Ich habe heut an Mr. Vidal geschrieben."

„Du — was? Du hast an Ronald Vidal geschrieben?"

„Ich schrieb ihm heute."

„Marie — Du hast heute an Mr. Vidal geschrieben — worüber?"

„Ich sagte ihm, daß ich ihn nie heirathen könnte, weil ich an ihm nicht hinge — und weil —"

„Nun, so fahre doch in Gottes Namen fort und laß mich alles hören."

„Weil ich — von ganzem Herzen — an einem Andern hänge."

Sir John hatte in nervöser Aufgeregtheit ein

großes Gefäß von venetianischem Glas in den Händen herumgedreht, welches er vom Kaminsims genommen hatte. Er schleuderte dasselbe jetzt auf die Feuerstätte, wo es mit einem Krach in Stücke brach, daß Marie zitterte und bebte. Frauen sind in der Regel durch einen Streit, der mit lautem Geräusch und Glaszerbrechen anfängt, leicht in Schrecken zu setzen.

„Marie — das hast Du nicht gethan. Ich glaube es nicht. Das hättest Du nie gewagt, ohne mir etwas davon zu sagen."

„O ja, ich that es. Ich hielt es für das vollständig Richtige."

„Willst Du etwa sagen, daß Du faktisch diesen Brief fortgeschickt hast — fortgeschickt mit jenem schändlichen Geständniß?"

„Ja, er ist fort."

„Großer Gott! Wozu hast Du denn so etwas gethan? Hast Du gar kein Schamgefühl — hast Du gar keinen Gedanken an mich oder an sonst etwas? Warum sagtest Du mir das nicht?"

„O, weil Du Dich bemüht hättest, mich zu überreden. Und wir hätten doch nur nutzlose Argumente gehabt, und Du verstehst ja doch nicht,

wie ein Weib fühlt — wenigstens nicht, wie ich fühle. Papa, es thut mir leid, Dich erzürnt zu haben; aber ich konnte nicht anders. Ich fühlte, daß ich mich von der unglücklichen Verlobung freimachen und auch ihm die Freiheit zurückgeben mußte, dem guten, freundlichen Ronald Vidal — und der einzige Weg dazu war, ihm die Wahrheit zu sagen."

„Wir sind für immer mit Schmach bedeckt."

„Darin ist keine Schmach," sagte Marie tapfer, „aber es wäre eine Schmach für mich, wenn ich diesen herzensguten, ehrenhaften Mann geheirathet hätte und hätte doch keine Liebe für ihn, sondern nur für sonst jemand. Ja, gewiß, das wäre eine Schmach gewesen. Ich schäme mich meines Schrittes nicht."

„Aber ich, bei Gott!" schrie ihr Vater so wüthend, daß sie stutzte. „Und ich schäme mich Deiner! Ja, das thue ich, und das muß ich auch! Hat man je so etwas gehört? Warum ließest Du mich nicht schreiben, wenn Du denn doch einmal die Geschichte abbrechen mußtest — ich hätte es doch wenigstens in ein anständiges Licht setzen können."

„Ich schrieb, weil mich eben darnach verlangte, ihn die volle Wahrheit wissen zu lassen."

Sir John sah sie an, als wollte er bis auf den Grund ihres Herzens sehen. War es möglich, daß sie damit etwas wider ihn sagen wollte? Daß er nicht die Wahrheit gesagt haben würde? Aber seine Tochter hatte keinen solchen Hintergedanken.

„Ich wußte," fuhr sie in aller Geradheit fort, „daß Du das nicht gern sagen würdest — und Mr. Vidal konnte sich dann für verpflichtet halten, mich noch immer zu drängen, und mochte denken, es stände ihm nichts Ernstliches im Wege — und so verlangte mich darnach, daß er ein für allemal wissen sollte, es sei unmöglich."

„Mein Gott! wie können Frauen sich verstellen!" rief Sir John in seiner Entrüstung über das ganze Geschlecht, obgleich es doch einer seiner Glaubensartikel war, daß Männer nicht gebunden seien, den Frauen irgend-worin die volle Wahrheit zu sagen. „Wenn ich mir vorstellen soll, Marie, daß Du den ganzen Tag mit mir zusammen-sein konntest, und mir das nicht erzählen — mir in's Gesicht sehen, und ein solches Geheimniß vor mir verbergen! Hast Du Vidal seinen Namen und alles eröffnet?"

„O nein,“ und sie fühlte, wie alles Blut sich ihr in die Stirn drängte.

„Aber wenn auch, er wird's leicht errathen, und es wird bald Stadtgespräch sein! Marie, ich bin froh, daß Deine Mutter zur Ruhe ist!“

Er ging im Zimmer auf und ab und sagte laut vor sich hin: „Was sollen wir thun? was sollen wir thun?“

Marie fühlte sich beinahe zerschmettert. Bisher hatte sie ihr Vergehen nicht in diesem verhaßten Licht betrachtet. Sie hatte nicht vorausgesetzt, daß es eine Versündigung an der Weiblichkeit wäre, jemanden zu lieben, der sie nicht liebte — so lange sie ihr Geheimniß für sich behielt, und wer war Schuld daran, daß sie es nicht für sich behalten hatte? Gewiß nur die, die sie mit einem Mann verheirathen wollten, den sie niemals lieben konnte. Während sie sich also für sehr unglücklich und schwer geprüft ansah, sich sogar zu dem Geständniß bereitete, daß sie ihrem Vater jetzt großes Leid zufügte, hatte sie doch nicht geglaubt, daß sie der Weiblichkeit zum Anstoß gereichte. Aber es ist schwer, den Kopf nicht sinken zu lassen, wenn man über sich wehklagen hört als über die Schande einer

ganzen Familie. Das Gefühl der Unschuld tröstet und erhält freilich alle die guten Leute, von denen wir lesen. Aber es giebt auch manche sehr gute Leute, die von ihrer eigenen Unschuld und Güte nicht so ganz durchdrungen sind und die daher, wenn sie sich so heftig anklagen hören, für den Moment sich fast zu der Besorgniß bereden lassen, daß sie doch wohl nicht unschuldig sind.

Sir John blieb plötzlich stehen.

„Ich wünschte zu Gott, daß ich nie eine Tochter gehabt hätte! Ich wünschte, Du wärest gestorben, als Du vor Jahren das Fieber hattest und ich die ganzen Nächte aufblieb, Nacht für Nacht, und Dich der Wärterin nicht überlassen wollte — das habe ich, bei Gott, gethan! Ich habe mehr für Dich als für mich gearbeitet. Für Dich hatte ich Ehrgeiz — für Dich spekulierte und sparte ich, und hatte Pläne und Projekte — eine ehestiftende Mama“ — er veränderte seinen Ton in den eines wilden Sarkasmus, „hätte nicht mehr für ihre Tochter thun können, als ich für Dich that — und das kommt nun dabei heraus!“

Er arbeitete sich in eine Wuth hinein, die mit anzusehen für Marie schrecklich war. Ihr war es

fremd an ihm, und es war ihm selbst seit lange fremd geworden. Sir John Challoner war in Armuth und Niedrigkeit geboren worden und mit einer leidenschaftlichen, in vielen Stücken vulgären Natur. Nach und nach war er in der Welt emporgekommen; die Natur hatte ihn gerade mit einer Kombination solcher Fähigkeiten begabt, die einen in der Welt hochkommen lassen, aber mehr nicht. Als er so mehr und mehr emporstieg, hatte er sich zu den Sitten und der Schicklichleit derjenigen erzogen, mit denen sein Ehrgeiz war, sich zu associiren, und er hatte also seine Zornausbrüche in Disciplin gehalten. Aber wie wir schon gesehen haben, blieb ein gewisser Rest der ursprünglichen Vulgarität an ihm. So blieb auch die tiefe, rohe Leidenschaftlichkeit in seiner Brust. Sie war immer nur gedämpft und erstickt, aber nicht ausgelöscht worden. Jetzt brach sie hervor und flammte auf, und Challoner wollte, daß sie aufflammen sollte. Jetzt, wo niemand Augenzeuge war als seine Tochter, vor der er, da sie doch wahrscheinlich nicht die Honourable Mrs. so und so werden würde, nicht mehr viel Respekt hatte, war er glücklich, seiner alten Natur einmal ihren freien Lauf lassen zu dürfen. Es war

ihm in seiner unerträglichen Enttäuschtheit eine Erleichterung.

Marie war aus allen Gedanken an sich selbst emporgeschreckt worden.

„O Papa, lieber, lieber Papa! Sprich doch nur nicht so, sieh mich nicht so an! Du bist gar nicht Du selbst. Ach, ich bin so traurig, daß ich Dir solchen Schmerz bereitet habe.“

Sanft hatte sie die Hand auf seine Schulter gelegt. Er schleuderte die Hand hinab, schleuderte sie selbst so schroff von sich, daß sie an den Kamin flog. Dann stellte er sich neben sie mit purpurnem Gesicht und geballter Faust, und ihr stand das Herz still, denn sie dachte, er wolle sie schlagen.

Dann zog er sich zurück und schlug mit den Armen um sich, als wenn er die Versuchung abschütteln wollte, die an ihn herangetreten war.

„Geh aus dem Zimmer! Geh! Steh nicht da und trotze mir noch! Du bist mir eine Schmach und Schande!“

Er wandte ihr den Rücken zu und schritt nach dem Fenster. Dort stand er und wüthete und schlug seine Arme fast so wild, wie draußen die Bäume ihre Aeste schlugen.

Fräulein Unhold ging aus dem Zimmer, so weiß wie der Kalk an der Wand.

Sie begab sich nach ihrem Thurmstübchen, wo sie so glücklich gewesen war, wo sie wie eine Prinzessin gehaust hatte. Ihre Todespein fand noch keine Erleichterung in Thränen. Ihre Kehle wurde von Zeit zu Zeit durch ein trockenes Schluchzen zusammengeschnürt, aber sie konnte nicht weinen. Das Ganze war so furchtbar fremdartig. War es ihr Vater oder ein Irrsinniger, oder eine häßliche Traumgestalt, die solche Schmähungen auf sie gehäuft, sie mit der Hand von sich geschleudert, sie aus dem Zimmer getrieben hatte? Ihr Elend war ihr noch zu neu, um es klar in's Auge zu fassen. Nur eines lastete schwer auf ihr — das Bewußtsein, daß alles verändert war, daß für sie nichts wieder so werden konnte, als es gewesen war. Wo war ihr Vater, der gütige, zärtliche Genosse ihrer Kindheit und Jugend? Der fremde, wilde, rothe Mann dort unten, der die Arme umherwarf, mit den Füßen stampfte und Glasvasen entzweibrach, der sie ausschalt und von sich stieß — das sollte er sein?

Ihr Herz pochte in namenlosem Schrecken, als

sie an die Thür klopfen hörte, und diese sich dann öffnete, und ihr Vater eintrat. Instinktiv zog sie sich zurück und kauerte fast in der Ecke neben dem Kamin nieder. Nie zuvor hatte sie Furcht gekannt, und die gewöhnlichen Schrecknisse des Todes, des Sturmes und Schiffbruchs würden sie tapfer und muthig gefunden haben. Aber in diesem Augenblick wurde sie eingeschüchtert durch den starken, tobenden Mann, der, wenn er wollte, sie hätte schlagen und tödten können. Wenn sie in diesem Moment fähig war, sich eines bestimmten Wunsches bewußt zu werden, so war es der, daß er sie auf eine schnelle Weise tödten, aber nicht erst schlagen und peinigen möchte.

Sir John war jetzt so bleich wie sie und zitterte mehr als sie.

„Marie — Marie, ich komme, um Dich um Verzeihung zu bitten, mein Kind. Ich — ich möchte gern, daß Du mir vergiebst. Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist; aber ich meinte nicht, was ich sagte. Früher war ich ja sehr leidenschaftlich, nun habe ich mich aber seit lange davon entwöhnt — es war nur jetzt so in einem Moment heraus. Willst Du mir nicht verzeihen, mein Liebling?“

Er faßte Marie's Zögern falsch auf. Sie war zu bestürzt und beunruhigt, um sich sogleich zu einer Antwort zu sammeln, denn dieses Auftreten ihres Vaters war so fremd und furchtbar wie das vorige.

„Mein Kind, mein Kind, verweigerst Du mir Deine Verzeihung? Guter Gott, fürchtest Du Dich vor mir? Ich will auf den Knieen zu Dir kommen.“

„Ach, Papa!“ rief das arme, gequälte Mädchen zerrissenen Herzens und schlang ihre Arme um seinen Hals. „Sprich doch nur nicht in dieser Weise, es klingt wie Wahnsinn! Ich vergebe Dir, gewiß, ich vergebe Dir tausendmal. Ich weiß, daß Du es nicht so schlimm meintest — es war nichts. Denke nicht mehr daran. Ich fürchte mich nicht vor Dir, o nein, nicht ein bischen. Warum sollte ich mich denn fürchten?“

Sie liebkoste und beschwichtigte ihn fast, wie man es mit einem Kinde macht. Er schien ihr wirklich wie eine Art Kind. Anfänglich fürchtete sie in ihrer Unwissenheit thatsächlich, daß er den Verstand verliere; zuletzt aber ging ihr das Verständniß auf. Es war nur der rasende Ausbruch eines enttäuschten und nicht edlen Ehrgeizes. Wie aufrichtig vergab sie ihm und welch uuaussprechliches

Mitleiden empfand sie für ihn! Wie weinte und betete sie für ihn in dieser trostlosen Nacht! Aber der theure geliebte Vater ihrer Mädchenzeit, den sie ebenso sehr bewunderte wie liebte — der starke, stattliche, heitere Vater, auf dessen Arm sie sich mit so vielem Stolz lehnte und dessen lächelnde Gegenwart ihr ein wahres Fest bereitete — dieser Freund und Vater war dahin für immer.

34. Kapitel.

Der Eine genommen — der Andere gelassen.

Nat Cramp's wilde Träume haben sich in einem Theile wenigstens verwirklicht. In jener längst verflossenen Nachtstunde, als er auf dem Hafendamm von Durewoods spazieren ging, fand er ein gewisses Entzücken in der Vorstellung, daß er im Meer umgekommen und sein Körper an's Land gespült wäre, und daß *sie* sein Schicksal erfahren hätte. Ein gütiger Himmel, mitleidig und nachsichtig selbst gegen seine Thorheit, hatte sein Gebet wenigstens halb gewährt — wie Apollo mit dem Helden der „Aeneide" verfuhr. Das Meer hat seinen Körper an's Land gespült und ihn *ihr* unter die Augen gebracht. Ihn würde es gewiß in jedem Fall mit dem Tode ausgesöhnt haben, hätte er ganz sicher gewußt, daß Marie Challoner sich über sein erblaßtes Antlitz beugen und ihn erkennen würde. Armer Nat, wie schade, daß er es nicht erfahren

kann! Ach, es ist demüthigend zu denken, daß kein Heroismus halb so verzweifelt ist als der des Dünkels! Nun aber denken wir uns, Nat hätte alles wissen können. Nehmen wir an, er hätte sehen können, wie Marie Challoner in Ohnmacht fiel vor Freude, daß er der Todte war und nicht Christmas Pembroke. Nehmen wir an, er hätte wissen können, daß sie an seinen Tod und an sein Leben nicht weiter dachte, als insofern sie daraus den Trost zog, daß Christmas Pembroke lebte. Man könnte mit voller Sicherheit sagen, daß der Teufel selbst keinen listigeren, grausameren Streich erfinden konnte als den, den armen Nat zu verführen, daß er sein Leben wegwarf, nur damit selbst sein Tod klarer als alles Andere seine totale Werthlosigkeit in ihren Augen darlegte. Zu sterben, um ihr wenigstens einen Stich zu geben, und dann zu finden, daß der Stich nur der der Freude war, weil er und nicht ein Anderer todt war! Was konnte das anders sein „als des Erzfeindes höllischer Hohn?"

Die See bewahrt einige ihrer Geheimnisse. Sie wird die Antwort auf die Frage, ob Nat an jenem Tage wirklich sich und seinen Gefährten um-

bringen wollte, immer für sich behalten. War sein Benehmen nur eine Aufwallung sinnloser Prahlerei? War es blos die unbezwingliche Ausartung eines phantastischen, krankhaften Geistes, der durch Aufregung zum Aeußersten getrieben wurde? Dachte er überhaupt an das, was er that, oder konnte er, wie ein Trunkener, wegen seiner Einfälle nicht zur Rechenschaft gezogen werden? Darüber läßt sich nichts festsetzen. Selbst bei dem Besten, was an ihm war, klebte dem armen Jüngling soviel Eigendünkel, Täuschung und Marktschreierei an, daß er selbst niemals wissen konnte, wie weit er eigentlich im Ernst war. Aber es läßt sich vermuthen, daß seine Gemüthsverfassung verzweifelt genug war, und auch unter seiner noch so grotesken Narrheit steckte immer ein widersinniger Aufwand von Ernsthaftigkeit. Das einzig Gewisse dabei ist, daß er, sei es durch ungeschickte Großthuerei oder aus Vorsatz, das Boot zum Umschlagen brachte, und daß am nächsten Tage sein kalter, starrer Leichnam vor Marie Challoner's Augen lag. Alle die Träume, Hoffnungen und Romane, die ganzen Abgeschmacktheiten, die Claude-Melnotte-Visionen, die Republik, die Zukunftskirche hatten ihn hierhin geführt. Viel-

leicht ließe sich seine Grabschrift passend einkleiden in den Freudenschrei, mit dem Marie die Entdeckung bewillkommnete, daß er es war und nicht ein Anderer, den die frostigen Wellen des winterlichen Meeres an's Land gespült hatten.

Was war denn nun aber aus dem Reisegefährten Cramp's geworden, der mit ihm von London herabgekommen war und dessen Bellerophonbrief der alte, kalte, bewußtlose Cramp mit an's Land gebracht hatte, um unsere Heldin auf die Folter zu spannen und von seinem eigenen Geschick alle tragische Würde hinwegzunehmen?

Als das Boot umschlug und Christmas Pembroke und Nat Cramp in die See schleuderte, wurden die beiden sogleich von einander getrennt. Christmas stieg sogleich an die Oberfläche empor, hielt seine Nerven lebendig und versuchte es, um sich zu schauen. Die Wogen waren scharf und rauh, und pufften ihn hierhin und dorthin, je nachdem die Windstöße sich abwechselten. Sie schlugen ihm in's Gesicht und auf den Hinterkopf, sie blendeten seine Augen und legten ihn gerade auf den Rücken. Sie schienen ein regelmäßiges Fallen und Steigen, wonach ein starker Schwimmer sich richten konnte,

nicht zu beobachten. Vielleicht dürfte unter solchen Umständen einer, der wirklich schwimmen kann, eher die gute Laune als den Muth verlieren. Es ist fast unmöglich, sich über die Wellen nicht zu erzürnen, sehr schwer, sie nicht zu schelten und zu verfluchen. Sie schienen ein so unehrliches Spiel zu spielen, ihrem Feinde gar keine Chance zu geben, ihn von allen Seiten zugleich anzufallen, ihn zu verdecken, wenn er nach unten gekommen, ihn zu überschütten, wenn er am meisten in Verlegenheit war. Der Schwimmer wird wüthend über sie und haßt sie, als ob es lebendige, verrätherische, mitleidslose Feinde wären, und wirklich scheint etwas tückisch Menschliches in ihrem boshaften Wesen zu liegen.

Wenn jedoch Christmas sie anklagte oder verfluchte, so that er dies inwendig. Er hatte viel zu viel Verstand, als daß er in einem Aufschrei Kraft und Athem verschwenden sollte, wo ein solcher Kampf für's Leben vor ihm lag. Ein leidenschaftlicher Entschluß erfüllte ihn. Er wollte nicht sterben; die Wogen sollten ihn nicht tödten. Er kam zu dem Vorsatz, die Dinge kühl zu nehmen. Zu schwimmen nach einem bestimmten Ziel, wäre eine offenbare

Kraftvergeudung gewesen. Er wußte nicht, wohin er hätte schwimmen sollen. Das einzige, was er thun konnte, war, sich mit so wenig wie möglich Anstrengung oben zu erhalten und eine Lage einzunehmen, die bei dem furchtbaren Winde ihm Gesicht und Augen vor dem Wellenschlage möglichst schützte. „Ich werde es schon noch eine tüchtige Weile aushalten," dachte er, „wenn ich nicht vor Kälte erstarre." Aber, o Himmel! wie kalt das Wasser war! Und wie düster war die ganze Scene — der graue Himmel, die schwarzen Wogen!

So oft Christmas seine Augen brauchen konnte, sah er sich nach allen Seiten um: doch sah er kein Lebenszeichen von dem unglücklichen Nat Cramp. Für ihn war es wahrscheinlich sehr gut, daß er nichts von seinem vormaligen Gefährten entdeckte, denn sonst hätte er jedenfalls versucht, ihn zu retten, und sie wären höchst wahrscheinlich zusammen in Portstone an's Land geschwemmt worden. Ein solcher Kampf um's Dasein läßt einem indeß keine Zeit, um verlorene Gefährten zu bedauern. Jedesmal, daß Christmas das Haupt ein wenig über die Wellen erhob, um nach dem unglücklichen Nat auszuschauen, wurde er dermaßen geschlagen, gestoßen,

umhergeschleudert, daß sich sofort seine ganze Aufmerksamkeit wieder auf sich selbst richten mußte. Einmal aber sah er plötzlich, daß er sich nahe bei dem umgekehrten Boot befand. Ein Zittern freudiger Hoffnung durchschauerte ihn. Es war nicht leicht, an das Boot zu gelangen, ohne die Aussicht, gegen dasselbe geworfen zu werden oder unter dasselbe zu gerathen, und Christmas fürchtete jetzt kaum etwas so sehr, als einen Arm oder eine Hand beschädigt und unbrauchbar werden zu sehen. Er näherte sich also dem Fahrzeug, so gut es ging, und jetzt fühlte er sich vorwärts geschleudert und hatte eine Empfindung, als habe ihn ein Riese gegen ein hölzernes Thor geworfen. Ungewiß, ob seine Rippen gebrochen wären oder nicht, fand er, daß er auf dem umgekehrten Boot lag und an dessen Kiel sich anklammerte. Das war der Moment der Rettung. Unter allen Umständen war es eine Erleichterung, seine Glieder und Sinne nicht immerfort dazu verwenden zu müssen, sich vor dem Untergehen zu schützen. Jetzt blieb er leicht genug oben und hatte sich nur zu hüten, daß er nicht von den gegen das Boot brechenden Wogen erstickt oder weggerissen wurde, und daß sein Kopf dabei nicht gegen

den Kiel schlug. „Glücklicherweise giebt es hier herum keine Haifische," dachte unser armer Held.

In weiter Ferne sah er das Schiff, von dem Nat Cramp gesprochen hatte. Der Wind blies jedoch von dort zu ihm herüber, und er glaubte nicht, daß die leiseste Möglichkeit für ihn war, seine Stimme durch die Windstöße bis dorthin vernehmbar zu machen. So schonte er klüglich seine Lunge und versuchte es gar nicht. Es regnete, und der Himmel war ganz mit Wolken bedeckt, so glaubte er nicht, sich dem Schiff irgendwie bemerkbar machen zu können. Dennoch setzte er seine Hoffnung auf dasselbe, und so lange es über seinem Horizont sichtbar blieb, fühlte er, daß keine noch so frostige See ihn bewegen konnte, den Kampf aufzugeben. Denn er schien nun einmal entschlossen, daß das Meer ihn nicht verschlingen sollte, ehe er seine letzte Botschaft an Miß Challoner ausgerichtet hatte. „Jetzt hier sterben," dachte er, „ohne daß sie je erfährt, wie ich sie liebte? Nein — ich will nicht sterben! Ich will nicht weichen! Ich will doch nach Durewoods gelangen!"

Es war seltsam, wie schläfrig und träumerisch er zu werden schien. Er lag jetzt nicht sehr unbe-

quem auf der Unterseite des Bootes, hielt sich am Kiel fest und befand sich fast außerhalb des Wassers. Ein dichter, warmer Regen rieselte hernieder. Die stoßende Bewegung und das heisere Brüllen der Wogen schien alle seine Sinne einzulullen. Die schärfere Anspannung des vorigen Ringens war vorüber, sein Körper war erschlafft, und er fühlte die Neigung einzuschlafen. Er kam sich selbst nicht vor als einer, der in einem wüthenden Meer das theure Leben zu retten sucht, indem er sich an ein umgeschlagenes Boot klammert, sondern als einer, der im Bett liegt und im Traum eine solche Lage durchmacht. Wäre nicht das Tageslicht unverändert geblieben, so hätte er geglaubt, stundenlang im Wasser zu sein. Es schien ihm ein halbes Menschenalter, seit er an diesem selben Morgen in strömendem Regen London verlassen hatte. War es an diesem Morgen gewesen oder wann? War er wirklich mit Nat Cramp zusammengetroffen?

Zuweilen schlossen sich seine Augen, und einmal mußte er einen Moment geschlummert haben, denn ihm war's, als befände er sich in der Nacht im Schlafwagen einer Eisenbahn, und das Geräusch der Wogen wäre das Sausen und Rasseln des

Zuges. Dann kam er mit einem heftigen Schreck wieder zu sich, denn er fürchtete, von den Wellen hinabgespült zu werden. Manchmal wanderte sein Geist umher, und er bildete sich ein, mit seinem Vater in Japan zu sein oder in San Francisco oder mit Marie Challoner in Durewoods in der Vertiefung unter den Bäumen, und er hielt ihre Hand in der seinen und sprach ganz laut mit ihr. Mehr als einmal, wenn sich seine müden, erschöpften Augen schlossen, phantasierte er, daß er im Lehnstuhl in Sir John Challoner's Bibliothekzimmer in Kensington läge und schliefe, und er brauchte nur die Augen zu öffnen, um Marie Challoner zu sehen, wie sie sich über ihn beugte. So sah er denn auf und sah den grauen Himmel und fühlte die erbarmungslosen Wogen und klammerte sich mit erneuter Kraft um so fester an das schlüpfrige Boot und zwang seine Nerven zum Gehorsam; denn er wußte sehr wohl, daß, wenn er auch nur einen einzigen Moment die Selbstbeherrschung verlöre, er Marie Challoner nie wiedersehen würde. Diesen kurzen Moment halber Bewußtlosigkeit, diese Anfälle von Schläfrigkeit waren vermuthlich seine Rettung. Vielleicht hätten seine Nerven ohne sie den ihnen

auferlegten Zwang nicht ertragen, den Zwang, seine Rettung abzuwarten und sich am Boot festzuhalten.

Welche Lichtblicke des Vergnügens ließen sich sogar aus den trostlosesten Umständen noch gewinnen! Eine zufällige Aenderung seiner Lage, die den überangestrengten Gliedmaßen Frische und Erleichterung brachte, war für den Augenblick ein Entzücken, wie sie es dem Kranken auf dem Schmerzenslager ist. Dann erlaubte er seinem Geiste, der Ruhe zu genießen, und er verließ seinen Wachtposten und erging sich nach Belieben. Manchmal entdeckte er, daß er als Antwort auf das heisere Tosen der Wogen Liederstellen hinausbrüllte. Zuweilen sprach er mit sich selbst, zuweilen rief er Nat Cramp. Dann lag er wieder träge und matt und fühlte sich sehr kalt, und wenn sein Geist wach und thätig genug war, um die Realität seiner Lage aufzufassen, so fing er an zu fürchten, daß er sich nicht länger halten könne, daß er herabgleiten und sterben müsse und Durewoods nicht wieder sehen dürfe. Aber wieder gab ihm eine Aenderung seiner Lage frische Erleichterung, und wieder versetzte er sich nach Durewoods zurück unter den Bäumen, wo er mit Marie Challoner

plauderte. Dann wurde er so matt, daß er sogar, als er auf einmal das ferne Schiff sich viel näher gerückt sah, nur die inwendige Beobachtung machte, daß es ein Schooner war, sich aber nicht bewußt wurde, wie sein persönliches Interesse damit zusammenhing. Dann rüttelte er sich wieder mit einem so plötzlichen Ruck wach, daß es ihm beinahe seinen Platz auf dem Boot kostete, und warf die matte, todesreife Stimmung von sich. Von den Wellen gestoßen, vom Regen durchzogen, an Händen und Füßen erstarrt, wie er war, fühlte er das Lebensblut wieder in seinen Adern sprudeln und tanzen, und sein Herz sagte ihm: „Ich werde dennoch Durewoods wiedersehen!" und so brüllte er nach dem Schooner hinüber mit solchem Lungenaufwand, daß seine Stimme auf so manchen lieben Tag zum Singen verdorben wurde. Wieder und wieder erhob er seinen Ruf, bis er ganz erschöpft zurücksank und zu weiter nichts mehr fähig war, als sein Schicksal abzuwarten.

Darnach hatte er noch das Bewußtsein, daß man ihn an Bord eines Schiffes zog oder hob, ihm eine köstliche, belebende, feurige Flüssikeit in den Hals goß — freilich nur Brandy und Wasser

— daß er ferner verschiedene Gesichter um sich erblickte und sie fragte, ob niemand den armen Cramp gesehen habe, man möchte doch nach ihm ausschauen — und dann versank er in einen festen Schlaf.

35. Kapitel.

„Du bist und weißt es nicht.“

Eine oft gestörte Nacht voll kurzer, entsetzlicher Träume, aus denen emporzufahren eine Erquickung war, und voll noch kürzerer süßer Träume, aus denen zu erwachen ein Schmerz war, eine Nacht, die so lang war wie ein ganzes Menschenleben und deren einzelne Theile wie Jahre waren, brachte Marie Challoner zu ihrem nächsten Morgen. Bis das Morgengrauen kam und die vertrauten Gegenstände sichtbar wurden, schien das Wachen und das Schlafen gleicherweise wie ein Alp auf ihr zu lasten. Ein tiefes Gefühl unermeßlichen Unglücks bedrückte sie die ganze Nacht hindurch. Was sollte sich jetzt wohl für sie entwickeln? Wie würden sich ihre Verhältnisse ordnen? Wie sollte sie von nun an mit ihrem Vater leben? Denn auch als seine Leidenschaft verflogen war und er sich entschuldigte und unterwarf, war es ihr gerade so klar

als vorher, daß er in ihr die Zerstörerin seines Lebens und seiner Projecte sah. Er hatte das Wesen eines, der ganz bereit ist, alles zu tragen, was sein Kind ihm auferlegen würde, der aber die grausamen Schmerzen seines Martyriums nicht völlig verbergen kann. Marie fühlte sich bereits als ein Fremdling im Hause, als ein Kind, das kein Recht hatte, dort zu sein, das seine Ansprüche auf des Vaters Liebe und Schutz verwirkt hatte. Konnte ein stolzes Mädchen das lange ertragen? Würde das Leben unter solchen Umständen werth sein, gelebt zu werden?

Was sie empfand, war, daß sie nicht nur ihren Vater verloren hatte, sondern daß das Geschick ihren Vater verändert, ihr einen ganz neuen, traurig verschiedenen Vater gegeben hatte, einen, von dem sie kaum wußte, wie sie mit ihm reden sollte, den sie mit Furcht und Unbehagen ansah, der vor ihr zurückzuschrecken und sie selbst dann zu verachten schien, wenn er in seinen Worten am höflichsten und gütigsten war. Das Wechselbalg der Märchen ist immer das Kind, das seltsame, fremdartige Kind, gegen das Vater oder Mutter nicht warm werden können — hier spielte der Vater die Rolle des

Wechselbalgs. Gewiß wurde nur selten das Herz eines Mädchens eigenthümlicher geprüft. Die neue Liebesader, so auserlesen auch die Empfindung war, die sie ihr brachte, schien sich nur geöffnet zu haben, damit sich ihr Herz zu Tode blute. Ihre Liebe sollte unfruchtbar sein — ein Kreuz, ein trostloses Geheimniß, kein Segen. Sie hatte entdeckt, daß sie lieben konnte und daß sie liebte, aber nur gerade zeitig genug, um zu entdecken, daß sie einen Liebhaber nicht haben konnte. Wenn Christmas Pembroke nicht todt war, wenn diese Hoffnung, dieser Glaube einen Freudentaumel in ihr hervorrief — welche kalte Reaction folgte ihm! Sein Name war für sie nichts als ein Name, bei dem sie erröthen mußte. Durch das wunderbarste Zusammentreffen unglücklicher Zufälle schien ihr die Liebe weiter nichts zu bringen als Entsagung, Unterdrückung und Verheimlichung.

In einer Beziehung jedoch veränderte sich ihr Herz nicht. Sie war dennoch froh, daß sie ihre Verlobung mit Ronald Vidal so plötzlich und so entschieden gelöst hatte. Sie fühlte bei dem Gedanken an ihn ihre Wange vor Scham brennen. Jetzt hätte sie dem Himmel danken mögen, daß er

sie nie geküßt hatte. Es war gut, daß doch ein kleiner Trost dabei war, denn der Vordergrund wie der Hintergrund ihrer Gedanken war von peinlichen Bildern erfüllt. Wenn ihr Gemüth einen Augenblick aufhörte, über Christmas Pembroke's mögliches Schicksal nachzugrübeln, oder über ihre und ihres Vaters Zukunft, so blieb es wieder an dem Unrecht hängen, daß sie gegen Ronald Vidal begangen, und an dem Schmerz, den sie ihm zugefügt hatte, oder an dem starren Leichnam des armen Nat Cramp.

Der Sturm, der so lange, schreckliche Tage hindurch Himmel und Meer durchwühlt hatte, war vorüber. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken waren gebrochen. Von dem Streifen kalten, blauen Himmels schien ein bleiches, mildes Sonnenlicht. Selbst darin lag etwas. Die Welt war doch nicht ganz dem Nebel, Sturm und Regen anheimgegeben. Der blasse Sonnenstrahl war Marie's gesunkenem, verwundeten Herzen eine Offenbarung. Er schien ihr wie das lange zurückgehaltene Lächeln der Erbarmung Gottes, und er brachte ihr die Thränen in die Augen.

Was für eine hoffnungslose Mahlzeit war das

Frühstück, wo sie und ihr Vater zusammensaßen und sich das Ansehen zu geben suchten, als glaubten sie, sie wären einander dasselbe wie früher! Sie sprachen über indifferente Gegenstände, und jeder wußte doch wohl, was in des andern Herz war. Wie oft sah jeder auf und fand, daß der andere plötzlich die Augen wegwandte!

„Ich habe heute einen Brief von Mr. Sands erhalten, Marie,“ sagte ihr Vater endlich. „Nach dem Frühstück gehe ich nach Portstone hinüber. Es soll die gerichtliche Untersuchung vorgenommen werden, und ich muß die Persönlichkeit des armen Cramp feststellen. Dann werde ich den Leichnam hierherschaffen und neben seiner Mutter begraben lassen. Das gehört sich doch schon.“

„Der Wittwe Sohn bei der Wittwe,“ sagte Marie. „Arme Sarah Cramp! Sie arbeitete und sparte — und liebte — zu geringem Nutzen.“

Sir John schüttelte den Kopf.

„Ja,“ murmelte er hörbar, aber wie unbewußt, „das that sie. Wir alle arbeiten und sparen — und lieben — zu geringem Nutzen, denke ich. Ja, ja — nun wohl!“

Marie's Wangen rötheten sich ein wenig; aber

sie sagte nichts. Sie befand sich weder in dem Alter noch in der Seelenstimmung, um ihres Vaters Gesichtspunkt gehörig würdigen zu können. Allerdings hatte er sie sehr geliebt — in seiner eigenen Weise, hatte für sie gearbeitet und gespart und war stolz bei dem Gedanken, den Ehrgeiz seines Lebens durch sie befriedigt zu sehen — und sie hatte nun alle seine Hoffnungen und Pläne weggeblasen mit dem Athem einer, wie es ihm erschien, thörichten Mädchenlaune. Sein Ehrgeiz war kein edler gewesen, aber seine Todesqualen waren schwer, und als die erste Leidenschaft vorüber war, ertrug er sie nicht schlecht.

Wenn aber Marie auch der Enttäuschung ihres Vaters nicht genug Zugeständniß machte, so war sie wenigstens vernünftig genug, die Sache nicht noch durch Widerreden bitterer zu machen. Sie sagte nur:

„Es freut mich, daß wir ihr und auch ihm unser freundliches Andenken beweisen können — wenn es auch nur in dieser armen Weise ist.“

„Darauf,“ fuhr Sir John fort, „gehe ich sogleich nach Baymouth. Ich gehe nach London — übermorgen, denke ich, werde ich wieder hier sein.“

„Du gehst heute nach London?“ fragte sie mit bebender Lippe.

„Heute Abend, ja. Ich muß natürlich auf der Stelle Ronald Vidal aufsuchen, das ist man ihm schuldig, und muß die Dinge, so gut ich kann, zurechtstutzen. Du hast nicht mehr nöthig, ihn zu sehen. Es ist nichts mehr zu erklären, was ich nicht besser erklären kann, und es wäre Dir und ihm peinlich. Die Hauptthatsache bleibt ja doch stehen, und damit kann eine Erklärung nicht viel thun.“

Marie hatte nichts zu sagen. Vielleicht hätte sie sich in seine Arme werfen und ihm einige bedauernde, zärtliche Worte sagen sollen. Aber sie fühlte, daß sie das nicht konnte. Es war zwischen ihnen eine frostige Distanz entstanden; ihr Herz empfand tiefer, als sie es selbst wußte, die Weise, in der er bei jener Heirath über sie hatte disponiren wollen. Sie sagte nichts.

Sir John stand jetzt auf und blickte unentschlossen um sich. Dann sagte er, ohne sie anzusehen:

„Ich weiß noch nicht recht, Marie, was ich thun soll. Ich habe darüber nachgedacht, habe aber noch zu keinem Entschluß kommen können.

Mir liegt natürlich nichts daran, mich in London viel sehen zu lassen, bis sich alles dies verflüchtigt hat. Und man hat in jeder Hinsicht seine Pläne zu ändern. Ich denke, vielleicht werde ich das Haus in der Stadt und dieses hier vermiethen. Wir könnten nach außerhalb gehen und da eine Zeitlang ruhig leben. Ich denke beinahe, daß ich meinen Sitz im Parlamente aufgeben werde. Es lohnt sich kaum, ihn beizubehalten. Aber ich weiß es noch nicht."

„Du solltest mich doch gehen und anderswo leben lassen," sagte Marie, die Augen voll Thränen. „Du brauchst doch nicht Dein ganzes Leben umzugestalten. Laß mich eine Zeitlang bei Miß Lyle bleiben — oder bei den Rivers in Paris" — einigen Schulfreundinnen Marie's.

„Ich glaube nicht, daß Miß Lyle mir eine große Freundin ist," sagte Sir John kalt, „oder daß ihr Einfluß ein sehr glücklicher gewesen ist. Uebrigens," fügte er mit der nachgeahmten Fröhlichkeit eines Märtyrers hinzu, „bin ich nicht willens, Dich derartig aus dem Hause zu werfen. Ich bin keiner von den steinharten Vätern, von denen Du in Deinen Romanen liesest. Wenn einem aber

alle seine Projecte umgestürzt sind, so muß man natürlich andere Arrangements treffen. Ich habe Dir ja immer gesagt, Du sollst in keine Heirath wider Deinen Willen gedrängt werden; es ist nur schade, daß Du Dich nicht etwas früher erkannt hast. Doch haben wir ja über diese Geschichte genug gesprochen, und sie kann nun nicht geändert werden.“

So ging er fort, und Marie blieb eine Weile allein. Sie fühlte sich sehr unglücklich, und die Ueberzeugung quälte sie, daß selbst die Dienstboten wissen müßten, wie sie in Ungnade gefallen und ihrer Macht entkleidet sei. In manchem Sinn war es ihr eine Erleichterung, als Janet, Dione Lyle's kleines Dienstmädchen, sich mit einer Botschaft von ihrer Herrin einstellte, daß diese ganz besonders wünsche, Miß Challoner zu sehen, wenn Miß Challoner sich hinauswagen wollte, da doch das Wetter schön sei. Miß Challoner würde sich um einen gütigen Blick, um ein liebendes Wort heute auch in sehr schlechtem Wetter hinausgewagt haben, und versprach, unverzüglich zu Miß Lyle zu kommen. Aber sie ging mit einem hochklopfenden Herzen, denn sie war überzeugt, daß Miß Lyle's

Botschaft etwas mit Christmas Pembroke zu thun haben müßte. „Vielleicht werde ich in fünf Minuten wissen, ob er gerettet oder verloren ist,“ sagte sie sich, und was auch kommen würde, um ihrer selbst und der Frauenwürde willen durfte sie nicht zeigen, was sie nur zu sehr fühlte. Dann aber mochte Miß Lyle auch nur geschickt haben, um etwas über ihn zu fragen, da sie unbestimmte Gerüchte wohl gehört haben konnte. Und Marie mußte sich in Acht nehmen, sie nicht zu sehr zu ängstigen, wo sie noch nicht glauben konnte, daß ernstlicher Grund zur Angst vorläge, konnte ihr aber wiederum nicht zuviel Hoffnung machen, wo trotz alledem das Schlimmste geschehen sein konnte. Marie war immer von Dione's Zuneigung zu Christmas Pembroke tief gerührt worden.

Was dann Marie's persönliche Leiden anbetraf, — sie durften nicht erzählt werden. Ihres Vaters Geheimnisse und ihre eigenen durfte sie nicht ausplaudern, nicht einmal zu einer solchen Freundin wie Dione Lyle. Keinem menschlichen Herzen konnte sie die melancholische Wahrheit offenbaren, daß ihr Vater und sie für immer geschieden waren, daß ihr Vater, wie sie ihn sonst gekannt hatte, ihr verloren

war. Ebenso wenig wollte sie sagen, daß sie mit Ronald gebrochen hatte, ehe nicht Ronald selbst das Faktum anerkannt hatte, daß ihre Verlobung aufgehoben sei. Mit welchen Geheimnissen beladen ging sie also zu der einzigen Freundin in der Welt, der sie mit Freuden ihr ganzes Herz geöffnet hätte! Und Dione hatte scharfe Augen, sie würde jedes Anzeichen besonderer Bewegung bemerken und nach der Ursache fragen, und wenn sie fragte, was sollte Marie antworten? Es blieb ihr nichts weiter übrig, als sich in der absolutesten Selbstkontrolle zu halten und sich durch keine Ueberraschung zu etwas Unbedachtem hinreißen zu lassen. Von allen Aufgaben, die ihr auferlegt werden konnten, war die allerschwerste die, etwas zu verbergen, oder einen Betrug, sei es auch der frömmste, auszuführen. Bei Fräulein Unhold folgten die Worte den Gedanken, wie der Donner dem Blitz folgt.

Miß Lyle war allein und hielt in der Hand ein halb zerknittertes Papier, dem Marie sofort ansah, daß es eine telegraphische Depesche war. Wenn man über ein menschliches Leben in Angst ist, so erregt der Anblick eines solchen Papieres einem Herzklopfen, und es war für Marie ein

schweres Stück Arbeit, ein paar freundliche, gelassene Worte gewöhnlicher Begrüßung an ihre Freundin zu richten. Dione Lyle's erste Frage schreckte sie jedoch fast aus aller Selbstkontrolle heraus. Sie wurde schnell und scharf ausgesprochen.

„Wissen Sie etwas von Christmas Pembroke — dem unglücklichen Menschen?

„Nein; aber ich — ich wünschte recht sehr, etwas von ihm zu wissen. Ich hoffe, er befindet sich wohl?"

Sie hatte auf der Zunge zu sagen: „Ich hoffe, er befindet sich in Sicherheit?" aber sie hielt an sich und erinnerte sich, daß sie dadurch ihre Besorgnisse über seine Sicherheit verriethe. So endete der angefangene Satz ziemlich matt.

„Ja, ich hoffe, daß er sich wohl befindet, und ich hoffe, daß er den Verstand nicht verloren hat. Haben Sie neuerdings nichts von ihm gehört?"

Alle Gelassenheit schwand dahin.

„O, Miß Lyle, Sie wissen etwas, ich sehe es Ihnen an. Bitte, bitte, sagen Sie es mir! Halten Sie mich nicht länger in Ungewißheit!"

„Aber, meine Liebe, über was in der Welt sind Sie denn in Ungewißheit?"

„Ueber ihn. Wo ist er? O, wissen Sie es — ist er gerettet?"

Miß Lyle machte große Augen.

„Nun, Marie, also Sie wissen trotzdem doch etwas über ihn! Sie wissen mehr als ich, denn Sie wissen, daß er sich in einer Gefahr befunden hat. Vielleicht hätten Sie nichts dagegen, mir zu sagen, was eigentlich geschehen ist?"

„Aber er ist doch in Sicherheit — er lebt?"

„Er lebt," war die gelassene Antwort. „Wenigstens lebte er, als er mir diese Depesche sandte. Aber daraus folgt noch durchaus nicht, daß er noch lebt; denn Sie sehen, daß dies Telegramm nach Baymouth gerathen ist und dort umhergeworfen wurde, bis zufällig jemand hier herüber kam, der so freundlich war, es in die Tasche zu stecken und mir mitzubringen. Sie haben ja einen energischen Vater, Marie, der immer geschäftig ist, Entwürfe zu bilden, um alles besser zu entwickeln. Es wundert mich, daß er sich noch nicht darauf geworfen hat, einen Telegraphen nach Durewoods zu legen."

Marie lauschte den letzten Worten nicht. Sie hatte das Telegramm genommen und las es, so

gut sie konnte, da es in ihren zitternden Händen hin- und herwallte. Es lautete:

„Aengstigen Sie sich nicht um mich, wenn irgend welche Gerüchte zu Ihnen dringen sollten. Ich befinde mich wohl und werde sobald als möglich nach Durewoods gehen. Wissen Sie, was aus dem armen Cramp geworden ist? Ich hoffe, daß er nicht verunglückt ist, aber ich fürchte das Schlimmste."

„Er ist gerettet, ich wußte es," sagte Marie, und ihre Augen wurden für den Augenblick von Thränen getrübt. Tadeln wir sie nicht, wenn mit der vollen Gewißheit seiner Rettung auch die Erinnerung sie durchbebte, daß er nicht für sie gerettet war.

„Von woher kommt dies?" fragte sie mit versagender Stimme, als sie sprechen konnte, und hätte sich gern vor den scharfen, klaren Augen Dione Lyle's versteckt.

„Wenn Sie einen Blick auf das Telegramm in Ihrer Hand werfen, meine Liebe, so werden Sie sehen, daß es aus Calais kommt. Aber wie er nach Calais kommt, und wie er den jungen Cramp bei sich haben konnte, — ich nehme an, daß es

der junge Mensch aus Durewoods ist, von dem ich glaubte, er wäre in Amerika — alles dies geht über mein Verständniß.“

„So war er also mit dem armen Nat Cramp zusammen! Das wußte ich nicht. Hätte ich das gewußt, wäre ich viel besorgter gewesen. Ich denke mir, er wollte per Boot nach Durewoods herüberkommen. Man erzählte uns von einem Boot und zwei jungen Männern; jedenfalls sind sie umgeworfen worden, und vielleicht hat ein Dampfer ihn aufgenommen und nach Calais gebracht. Der arme Nat Cramp ist ertrunken, Miß Lyle.“

„Das thut mir allerdings sehr leid,“ sagte Miß Lyle, aber augenscheinlich dachte sie an ihn und sein Schicksal nicht.

„Eine so merkwürdige Rettung! So wunderbar! Aber ich wußte es, er war nicht umgekommen. Ein Etwas sagte mir, daß er glücklich zurückkommen würde, und er wird kommen! War es nicht recht erstaunlich, daß ich das so genau wußte?“

„Ich würde mich etwas mehr für die Geschichte interessiren, wenn ich wüßte, wie das Alles zusammenhängt. Warum kam er in einer so fürchterlichen Eile nach Durewoods? Und woher

wußten Sie, daß er kam? Ich hoffe, Marie, Sie haben mit dem armen Jungen keine Korrespondenz unterhalten?"

„Wir hatten keine Korrespondenz," antwortete Marie mit niedergeschlagenen Augen. „Warum sollten wir korrespondiren? Oder warum sollten wir nicht korrespondiren, wenn wir uns etwas zu sagen gehabt hätten?"

„Aber Sie hätten sich nichts zu sagen haben dürfen. Was konnten Sie ihm zu sagen haben? Sie waren verlobt, was hatten Sie mit diesem Knaben zu thun? Ich komme auf den Gedanken, daß doch in den Frauen etwas recht Niedriges wohnt. Selbst Sie sind dem nicht entgangen. Warum quälten Sie den armen jungen Burschen? Ich wünschte, Sie hätten ihn nie gesehen, Marie."

„Nun, ich wünschte es auch, Miß Lyle. Es hat mich sehr unglücklich gemacht."

„Darüber wundere ich mich nicht. Sie haben ja sein Leben vergällt. Ich wußte, daß Sie das thun würden."

„Miß Lyle, warum zürnen Sie über mich? Was habe ich gethan? Ich verstehe kein Wort davon. Sie dachten doch nicht etwa, ich wußte —

o nein. Ich wußte nicht, daß er kam, um mich zu besuchen.“

„O! Also dann kam er doch, um Sie zu besuchen?“

„Er sagte es — in seinem Briefe.“

„Nun, das dachte ich mir doch! Ich wußte, daß er kommen wollte, um Sie zu sehen! Ich wußte, daß der ganzen Sache ein solch verrückter Einfall zu Grunde lag. Was hatte er nöthig, Sie zu sehen?“

„Das weiß ich nicht — vielleicht wollte er Abschied nehmen, weil er England verläßt.“ Marie sagte es in kläglichem Tone. Sie fühlte sich elend und gedemütigt; denn jedermann war wider sie, obwohl sie sich nicht bewußt war, irgend jemanden beleidigt zu haben außer Ronald Vidal. Sie war zu Dione Lyle gekommen, um Sympathie zu finden, und sah sich nun auch dort als einen Uebelthäter angesehen.

„Ich sehe nicht ein, was er unter den obwaltenden Umständen nöthig hatte, Abschied zu nehmen. Was konnte das nützen? Er wußte, daß Sie verlobt waren.“

Marie nahm ihren Muth wieder zusammen.

„Ich sehe nicht ein, was das damit zu thun hat, Miß Lyle. Ich kann doch nicht annehmen, daß man von jedem Wort der Güte und Freundschaft abgeschnitten ist, wenn man sich verlobt hat. Wir — wir — hatten uns ja immer sehr gern — er und ich. Wir waren Freunde. Wenigstens hatte ich ihn lieb — natürlich — und ich denke, er mochte mich auch gern. Warum sollte er nicht wünschen, mir Lebewohl zu sagen, wenn er wegging? Es war sehr, sehr gut von ihm — ich glaube nicht daß ich es verdiente.“

„Wie hätte das Mr. Vidal gefallen — was meinen Sie?“

„Ich hätte es nicht für nöthig gehalten, Mr. Vidal's Einwilligung dazu einzuholen, selbst wenn ich es gewußt hätte. Ich wußte es nicht. Aber er hätte nicht daran gedacht, etwas dagegen einzuwenden — warum sollte er's auch? Ich bin sicher sie würde nichts dagegen gehabt haben, oder sie müßte eine größere Närrin sein, als ich es um seinetwillen hoffe.“ Es lag in ihrem Wesen eine unbesiegliche, weibliche Bitterkeit gegen die „Andere.“

„Wer ist die Sie?“

„Die junge Dame, Miß Jansen, natürlich.“

„Was hat die denn nun hiermit zu thun?“

„Das Mädchen, mit dem Mr. Pembroke verlobt ist!“

Dione hatte diese alte Geschichte fast vergessen, und in ihrer gegenwärtigen Ungeduld konnte sie nicht einmal vorgeben, daran zu glauben. Für den Augenblick nahm sie wirklich an, Marie gefalle sich in einer koketten Ziererei.

„Dummes Zeug! Sie glauben diese Geschichte selbst nicht, meine Liebe, und Sie wissen, daß Sie sie nicht glauben. Sie wissen recht gut, daß der arme Junge sich aus dem Mädchen nicht mehr macht als ich, die ich sie nie gesehen habe.“

Marie that vor Verwunderung die Augen weit auf.

„Aber er machte sich etwas aus ihr — er hat's gesagt,“ stammelte sie fast athemlos.

„Er nicht, mein Kind; er hat eine solche Lüge niemals ausgesprochen?“

„Aber, Miß Lyle, wen liebte er denn?“

Dione blickte in ihre offenen, verwunderten Augen.

„Entweder sind Sie eine bessere Schauspielerin als ich dachte, oder Sie sind unschuldiger, als

manche von uns mit zehn Jahren war. Wußten Sie nie, wen Christmas Pembroke wirklich liebte?"

„Nie — außer Miß Jansen. Jeder Mensch sagte, Miß Jansen —"

„Und Sie wissen es noch nicht, können es jetzt noch nicht errathen?"

„O, ich kann nicht rathen. Ich will es auch gar nicht versuchen," sagte sie und wurde sehr roth. „Und es könnte ja auch nicht sein, Miß Lyle," fügte sie ziemlich unzusammenhängend hinzu.

„Es konnte sein, Kind, es war, und es ist. Und ich kann Ihnen nur sagen, daß ich um seinetwillen wünschte, es wäre nicht der Fall. Ich dachte wirklich, Sie müßten es wissen."

„O!" Der Ausruf war theils ein Protest, theils aber auch ein Schrei des Wunderns und Entzückens.

„Darum war ich auch ein wenig scharf, meine liebe Marie. Ich dachte, Sie wüßten es und gefielen sich darin — ich will sagen, ich kam auf den Gedanken, als ich heute seine Botschaft erhielt und erfuhr, daß er nur kam, um Sie zu sehen. Vorher dachte ich es nicht und denke es auch jetzt nicht

mehr. Ja Marie, er hat die ganze Zeit über nur Sie geliebt.“

„Aber das kann ja gar nicht sein; ich kann es nicht glauben.“

„Er hat es mir gesagt, Marie.“

Ein anderer unwillkürlicher Laut des Entzückens entrang sich ihr.

„Ja, ich erpreßte es von ihm. Der arme Mensch! Nun, es freut mich, daß ich Ihnen das jetzt sagen kann, Marie; denn es ist besser, daß Sie es wissen. Ich wünschte, ich hätte es Ihnen früher gesagt.“

„Ich auch,“ sagte Marie leise.

„Ja, Sie hätten besser gewußt, was Sie zu thun hatten. Nun wissen Sie's, und Ihr Weg liegt klar vor Ihnen.“

„Wirklich? Ich wünschte es wäre so.“

„Selbstverständlich dürfen Sie den jungen Liebhaber nicht mehr sehen.“

Marie stutzte.

„Aber Sie könnten doch nicht im Ernst daran denken, ihn nach dem, was vorgefallen ist, noch wiederzusehen? Was sollte das nützen? Warum wollten Sie ihn zwecklos martern? Ich denke, es

wäre sehr unrecht von Ihnen, Marie, und ich kenne Sie zu gut, um zu glauben, daß Sie ein Unrecht begehen könnten. Versprechen Sie mir, Marie, daß Sie ihn nicht sehen wollen."

Marie schwieg. Ihre Seele war zu voll von Verwunderung und Entzücken, als daß sie hätte den Worten ihrer Freundin folgen können. Er! Er liebte sie und hatte sie immer geliebt! Das Seltsamste daran war vielleicht, daß, je länger es in ihrer Seele lebte, desto weniger befremdlich es ihr schien. Es schien so natürlich, und doch hatte sie nie daran gedacht. Jetzt stimmte es überein und hing zusammen mit jedem seiner Blicke und Worte, deren sie sich erinnern konnte, und dennoch war es ihr nie aufgefallen. Nach dem ersten Staunen und Zweifel schwand der Zweifel dahin und erschien nie wieder. Ach ja, es war jetzt alles so klar wie das Sonnenlicht. Er liebte sie, wie sie ihn liebte. Die ganze Welt schien ihr jetzt voll von Glückseligkeit. Sie war so glücklich, daß die Thränen ihr in die Augen kamen, als sie dachte, einer von ihnen beiden könnte sterben, ehe sie sich wiedergesehen hatten.

„Sie werden mir das versprechen, Kind,“ sagte Miß Lyle sanft.

„Sie werden mir vertrauen, Miß Lyle, nicht wahr, ohne ein solches Versprechen zu fordern? Ich werde nichts thun, was Sie tadeln würden. Ich will tausendmal mehr an das denken, was ihm gut ist, als an mich. Ja, darüber können Sie sicher sein! Aber ich wußte das nicht, und es ist so plötzlich über mich gekommen, es giebt soviel dabei zu denken. Ich kann jetzt nicht darüber sprechen, nicht einmal zu Ihnen, meine theure, theure Freundin! Darf ich jetzt gehen? Ich will wiederkommen, sobald Sie mich brauchen.“

„Wenn ich nach Ihnen schicke, Kind,“ sagte Dione und küßte sie auf die Stirn, „und nicht eher! Ich werde Sie zu kommen bitten, wenn Sie kommen dürfen. Ich sehe, Sie haben die Sache aufgenommen, wie — nun, wie ich hätte wissen sollen, daß meine arme Marie Challoner sie aufnehmen würde. Wir müssen an ihn denken, den armen Menschen!“

„Das müssen wir freilich,“ sagte Marie, und durch ihre thränenvollen Augen brach ein so strahlender

Blick, daß Miß Lyle ganz geblendet davon war. Dann küßte sie Dione und ging fort.

„Sie hat ein gutes Herz," dachte Dione, „ein gütiges, reines, großmüthiges Herz! Sie fühlt für ihn, wie ein Weib es thun sollte — in der rechten Weise. Ich wünschte, die Dinge lägen anders. Ich wünschte, diese Beiden dürften sich lieben und heirathen und glücklich sein. Ja, ja!"

Die beiden letzten Worte sprach sie laut in ihrer Einsamkeit vor sich hin. Ihre Gedanken wanderten zurück in eine Zeit, wo zwei Herzen die einander ebenso ergeben waren, auseinandergerissen wurden und verschiedene Wege einschlagen mußten zu keinerlei Zweck. Hier war doch wenigstens nur ein Herz, das blutete, sagte sie sich, und Männer kommen über diese Dinge zuweilen hinweg. Dann fühlte sie sich sehr einsam und melancholisch, und das Zwielicht war in einer solchen Stimmung eine ordentliche Pein.

36. Kapitel.

Sie sprechen sich aus.

Christmas Pembroke hatte seinen Entschluß ausgeführt, soweit Durewoods dabei in Betracht kam. Der Tag war hell, klar und kalt, an dem die „Trotzige Dirne," die sich nun wieder in gutem Zustande befand, ihn glücklich nach dem kleinen Hafendamm brachte. Das Dorf lag in der Wintersonne recht melancholisch da, und ein bitterer Schmerz durchzuckte das Herz des armen Jünglings, als er an jenen klaren, milden Sommerabend dachte, wo er zuerst hier landete, und als der ganze Ort schön und poetisch, wie eine Art Insel Delos, aus den grauen, eintönigen Wassern seines Lebens emporstieg. Er sah noch einmal die ganze Landschaft, wie er sie damals sah — und die Ponnyequipage am Hafendamm und die dunklen Augen Marie Challoners, die so gütig auf ihm ruhten.

Er war ganz wild gewesen vor Ungeduld, nach Durewoods zu gelangen, und jetzt wanderte er langsam den Hafendamm hinan und wandte sich, als er die Landstraße erreichte, zur Linken anstatt zur Rechten. Langsam und melancholisch schlenderte er umher und fühlte sich recht freundlos, obgleich er wußte, daß er Freunde besaß. Er hielt inne und sah sich die Cottage an, worin die arme Mrs. Cramp gelebt hatte und erinnerte sich der Nacht, in der Nat und er hier Zuflucht fanden, beide noch tröpfelnd vom Meereswasser. Er hatte jetzt durch den Kapitän der „Trotzigen Dirne“ Nat's Schicksal erfahren, auch daß er neben seiner Mutter begraben lag. Christmas hatte dem Kapitän zum Dank seinen Antheil an der Geschichte erzählt, der für Durewoods etwas Neues war. Als Christmas das Haus ansah, kam es ihm beinahe vor, als wäre er schuld an Cramp's Tode, während es doch ein Stück merkwürdigen Mißgeschicks war, daß sie sich an jenem verhängnißvollen Tage auf dem Bahnhof treffen mußten. Er war neugierig, zu wissen, welcher Unstern oder welche Enttäuschung Cramp's Manier so wild gemacht hatte, und war sicher, daß es von der Liebe herrührte. Wie Lear

glaubt, daß alles Elend und aller Wahnsinn von undankbaren Töchtern herkomme, so schrieb Pembroke naturgemäß solche Heimsuchungen auf Rechnung der verkannten Liebe. Dann kehrte er schnell um, wünschte, er wäre diesen Weg nicht gegangen und wäre nicht an Nat's Hause vorbeigekommen, und dachte, daß, wenn ein Omen, ein gutes oder ein böses, für ihn noch etwas bedeutete, es jetzt ein böses Omen war, daß er diesen Ort ansehen mußte.

Nun, da er in Durewoods war, wunderte er sich, warum er doch mit solcher Ueberstürzung hierhergekommen war, und warum ihm soviel daran gelegen war, sich aus dem Meere zu retten, nach Durewoods zu gelangen und Marie Challoner zu sehen. Wenn er sie sah — wenn sie ihn sehen wollte — was sollte daraus entstehen? Was änderte es an der Lage der Sache, ob sie über Miß Jansen die ganze Wahrheit erfuhr oder nicht? In einzelnen Momenten fühlte er sich fast geneigt, sogleich nach London zurückzukehren. Alle die unklaren Zweifel, Hoffnungen und Muthmaßungen, die ihm in London wie eine Aufforderung des Geschicks ausgesehen hatte, nach Durewoods zu eilen, nahmen

jetzt einen Ausdruck lächerlicher Ungereimtheit an. Wahrscheinlich hätte er auch die Flucht ergriffen und wäre nach London zurückgekehrt, hätte er nicht auf's bestimmteste gewußt, daß im Moment seiner Rückkehr sich auch das Bangen und Sehnen sogleich wieder eingestellt hätte, und er ihm doch schließlich hätte folgen müssen. Da er nun einmal hier war, wollte er auch damit fertig werden; er wollte sie zum letzten Male sehen.

Er wandte also wieder um, passierte den Hafendamm noch einmal, hielt sich zur Rechten und stieg den kleinen Hügel hinan. Der Winter lag jetzt über der Landschaft, ein Winter lag über allen seinen Hoffnungen. Selbst der Boden war jetzt von Blättern entblößt. Sie hatten monatelang in Haufen zu beiden Seiten des Weges gelegen, bis der Regen sie vermoderte oder die heftigen Winde sie weit hinweg trieben. So, dachte unser junger Held, war es mit all' seinen Hoffnungen geschehen, mit denen er London so fröhlich betreten hatte, so waren sie zerstreut und in den Grund der gewöhnlichen Alltäglichkeit getreten worden. Er befand sich gerade jetzt in der düster egoistischen Stimmung aller Enttäuschten und konnte die Einbildung nicht

loswerden, daß der Ort mit Absicht ein so winterliches Kleid angelegt habe, um mit seiner eigenen verzweifelten Lage zu harmoniren. Der Egoismus allein wäre vielleicht im Stande gewesen, ihn zu besänftigen und zu trösten.

Und doch war der Tag für einen englischen Wintertag hell und heiter. Ein leichter Frost war eingetreten, und Regen und Nebel waren spurlos verschwunden. Als sich Christmas umwandte, um nach der See zurückzublicken, glitzerte sie im Lächeln des Sonnenscheins, und wenn man nur Himmel und Wellen angesehen hätte, so hätte es für den Augenblick Sommer und nicht Winter sein dürfen. Warum sollte man aber nicht auch das Lächeln für eine Vorbedeutung halten, da man doch so bereit ist, in den grauen Wolken, den kahlen Bäumen und der frostigen Erde eine Symbolik zu sehen? Christmas richtete beim Anblick des Wassers mit dem erfreuenden Sonnenblick sein Herz auf. „Muth!“ sagte er sich. „Ich werde auch das unter die Füße bekommen. Wenn ich diese letzte Begegnung überstanden habe, werde ich nach meiner alten Heimath zurückgehen, dort angestrengt arbeiten und nie wieder nach England zurückkommen. Dann wird

mir alles dies wie ein Traum erscheinen, und ich werde ihr Andenken immer mit mir herumtragen. Das allein wird das Leben noch lebenswerth machen."

So ging er entschlossen vorwärts, und selbst, als er an die Eingangspforte des Herrenhauses kam, stand er weder still noch überlegte er, auch ging er nicht vorbei, als dächte er nicht daran, einzutreten oder was dergleichen Streiche der Unentschiedenheit mehr sind. Soviel steht fest: einen Augenblick schwankte er vor dem Thor — die Frau des Pförtners bemerkte nachträglich: „Er stand auf zitternden Füßen" — aber er durchschritt das Thor und fragte nur, ob Miß Challoner in Durewoods und zu Hause wäre. Sein Herz entfiel ihm ein wenig, als er die Hausthür erreichte, aber er nahm nach Kräften die leichte, unbesorgte Miene eines gewöhnlichen Besuchers an und sandte Miß Challoner seine Karte.

Er wurde nach dem Bibliothekzimmer gewiesen, das Miß Challoner gewöhnlich als Empfangszimmer benutzte, wenn ihr Vater nicht in Durewoods war. Christmas wartete dort mit klopfendem Herzen eine, wie es ihm schien, endlose Zeit, die doch in Wirklich-

keit nicht über fünf Minuten betrug. Dann kam Marie's Mädchen lächelnd herein, von Herzen froh, daß Christmas nicht ertrunken war, und voll Verlangen, ihm das in freier, ländlicher Weise auszusprechen. Sie sagte ihm, Miß Challoner würde in einem Moment kommen. Dann sah Christmas die Rücken der Bücher an, nahm dann und wann ein Buch heraus, schlug es auf und stellte es wieder an seinen Platz, ohne zu wissen, was es war. Dazwischen schritt er im Zimmer auf und ab und zitterte, so oft er glaubte, ihren Schritt zu hören, und wurde nur um so nervöser, wenn er fand, daß er sich getäuscht hatte, und daß sie nicht kam. Was war das für ein langer, langer Moment! Diesmal hatte er sich nicht geirrt, denn er hatte nach der Uhr auf dem Kaminsims gesehen. Schon zehn Minuten!

Die Verzögerung war folgendermaßen entstanden. Nicht lange vor seiner Ankunft hatte Marie ein Telegramm von ihrem Vater erhalten, das ein Expreßbote ihr von Portstone herübergebracht hatte, und das sie zugleich tröstete und betrübte.

„Ich habe R. V. gesehen und lange Zeit mit

ihm gesprochen. Ich habe ihm alles erklärt. Er ist auf's höchste bekümmert, giebt aber zu, daß die Dinge hoffnungslos sind und besser als beendigt gelten müßten. Er geht nach Neapel, um sich einige Monate dort aufzuhalten. Er läßt Dich grüßen und Dir sagen, daß er Dich nicht tadelt und versuchen will, den Verlust zu ertragen. Ich fahre sogleich nach Durewoods zurück, will Dir aber dies ohne Verzug mittheilen. R. V. fragte, ob Du an ihn schreiben wolltest; ich denke, Du thust es lieber nicht."

Sie war also frei. Sie brauchte an Ronald nicht mehr zu denken, und nach echt weiblicher Art fing sie nun an, mit großem Mitgefühl an ihn zu denken und sich Vorwürfe zu machen, daß sie je seinen Antrag angenommen hatte, und sich zu schämen, daß sie über ihre Freiheit so erfreut war. Sie befand sich mitten in diesen Selbstvorwürfen, und ihre Augen waren voll Thränen, als ihr die Karte mit Christmas Pembroke's Namen gebracht wurde. Schnell ließ sie das Telegramm fallen und erröthete und erschrak und wurde vor Aufregung halb wild und — wir müssen es eingestehen — vergaß alles über den armen Ronald Vidal. Als

sie durch das Mädchen Christmas bitten ließ, zu warten, tauchte sie ihr Gesicht in's Wasser, um die Spuren der Thränen wegzuwaschen, besah sich dann im Spiegel und wunderte sich, wie sie ihm wohl erscheinen würde, und erinnerte sich des Tages, als er in seiner knabenhaft offenen Weise ihr sagte, sie wäre hübsch. Seltsam, damals amüsierte sie nur seine barsche Freimüthigkeit, jetzt aber, da sie daran dachte und sich dabei im Spiegel sah, wurde sie gewahr, daß der bloße Gedanke daran sie erröthen ließ. „Ob er mich jetzt wohl auch für hübsch hält?“ dachte sie und beeilte sich dann mit ihren Zurüstungen, denn es kam ihr die absurde Idee: „Wenn ich ihn nun zu lange aufhielte und er müßte weggehen und ginge nach Japan, ohne mich zu sehen?“

Christmas, der mittlerweile nervös unten wartete, hörte endlich das Rauschen eines Kleides und einen leichten, schnellen Tritt und hatte dann den wirren Eindruck von dunklen Augen, einer süßen, frischen Stimme, einer hohen, stattlichen Gestalt, einer Hand mit gütigem Druck — und Marie Challoner war bei ihm. Für den Augenblick schwamm alles vor seinen Augen, und er sah so

blaß und verstört aus, daß Marie fürchtete, er müßte ernsthaften Schaden genommen haben bei seinem langen Kampf mit Wind und Wellen.

„Es ist so gütig von Ihnen, daß Sie soweit hergekommen sind, um mich zu besuchen. Aber freilich, Sie wollten auch Miß Lyle sehen.“

„Ich habe sie noch nicht gesehen. Ich — ich wollte Sie erst sehen.“

„Aber Sie sehen sehr blaß aus. Wir freuten uns alle so sehr, zu hören, daß Sie nicht ertrunken sind. Ich habe mich noch gar nicht darnach erkundigt, ob Sie Schaden gelitten haben.“

„O nein, ich war nur ein wenig angegriffen, verletzt gar nicht, nichts, worüber man sprechen könnte.“

„Wie froh Sie sein müssen — und in einer solchen See so lange gerungen zu haben! Stunde auf Stunde, nicht wahr?“

„Mir schien es eine erschrecklich lange Zeit. Ich dachte, sie würde nie zu einem Ende kommen. Aber ich denke, in Wirklichkeit kann es nicht sehr lange gewesen sein.“

Eine augenblickliche Pause trat ein.

„Sie sind wunderbar gerettet worden. Sie sollten sehr dankbar sein.“

„Ja, Miß Challoner, ich hatte auch gar keine Lust, gerade jetzt zu ertrinken.“

„Ich hoffe nur, es hat Ihnen keinen Schaden gethan, daß Sie die lange Zeit über in der kalten See waren.“

„O nein, ich denke nicht. Ich fühlte mich einen oder zwei Tage sehr steif und stupide und gar nicht wie ich selber; aber es hat mir nichts geschadet.“

„Wie kräftig Sie sind!“

„O ja, — in dieser Weise thut mir nichts so leicht Schaden. Der arme Cramp! Sie haben doch natürlich von ihm gehört?“

„Ja, ich hab's gehört.“ Sie sagte ihm nicht, daß sie beim Anblick von Cramp's Leichnam ohnmächtig geworden war, sagte ihm auch nicht, warum. „Wie schrecklich war das! Er war so jung, und ich dachte früher, es würde etwas aus ihm werden.“

„Es war aber nicht meine Schuld,“ beeilte sich Christmas zu erklären, „ich wollte nicht, daß er mit mir in das Boot steigen sollte, ich bat ihn sogar darum. Aber er wäre vollkommen sicher ge-

wesen, wenn er sich nur ruhig verhalten hätte. Ich weiß nicht, was über ihn kam, ob er vor Angst den Verstand verloren hat oder was sonst; aber er schien wie ein Wahnsinniger. Er wäre jetzt frisch und munter, wenn er sich's nicht in den Kopf gesetzt hätte, auf ganz unzurechnungsfähige Weise auf und nieder zu springen. Es war nicht die mindeste Gefahr vorhanden. Ich glaube, er war verrückt, oder ich hoffe es; denn ich fühle mich gewissermaßen schuld an seinem Tode, obgleich Gott weiß, daß ich nicht dafür konnte. Und ich würde ihn auch gerettet haben, hätte ich's gekonnt, auf Gefahr meines eigenen Lebens — woran freilich nicht viel lag."

„Ich denke, Sie setzten so schon Ihr Leben viel zu sehr auf's Spiel. Warum vertrauten Sie sich bei solchem Wetter einem Boot an?"

„Ja nun, ich hätte auf andere Weise nicht nach Durewoods kommen können."

„Aber warum warteten Sie nicht bis auf den nächsten Tag, oder bis das Wetter schön oder der Dampfer in gutem Stand war? Warum riskierten Sie Ihr Leben für nichts?"

„Ja, Grund zur Ungeduld hatte ich allerdings

nicht. Ich hätte ebenso gut warten können. Aber trotzdem, Miß Challoner, liegt mir daran, daß Sie wissen, ich riskierte nur mein Leben, wenn überhaupt ein Risiko war, nicht das des armen Cramp."

„Ich weiß sehr wohl, daß Sie nicht an sich dachten; aber darum tadle ich Sie ja eben, Mr. Pembroke."

Sie fühlte ein großes Entzücken darin, mit ihm zu reden. Er war sehr verlegen. Sie sah von alledem das Ende, und er sah es nicht. So zitterte sie ein wenig, war aber dabei sehr glücklich, er dagegen stotterte, war scheu und unglücklich. Jetzt, wo er bei ihr war, dachte er, sein Kommen habe doch wohl keinen rechten Zweck gehabt, und er wünschte, weggeblieben zu sein. Dennoch sehnte er sich darnach, ihre Gegenwart noch länger zu genießen, versuchte, ihr das Rechte zu sagen, und verunglückte damit, war entschlossen, daß sie die Wahrheit über ihn wissen sollte, und fürchtete sich doch, auf diesen Punkt loszugehen.

„Wissen Sie, Miß Challoner," stürzte er sich endlich darauf, „ich wünschte Sie zu sehen —"

„Ja, Mr. Pembroke?"

„Weil — ich störe Sie doch hoffentlich nicht?"

„Nein, gar nicht.“

„Wenn ich Sie störte, wäre mir auch jede andere Zeit recht. Ich könnte im Laufe des Tages noch einmal wiederkommen.“

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Mr. Pembroke, jetzt und zu jeder andern Zeit, und ich bin durchaus nicht beschäftigt. Aber wollen Sie sich denn nicht setzen?“

„Danke sehr, nein, ich glaube nicht. Wenn ich stehe, scheint es doch, als rüstete ich mich zu gehen.“

„Aber warum wollen Sie denn so eilig wieder fort? Ich habe Sie so lange nicht gesehen.“

„Nein, und Sie sind seitdem in Amerika gewesen. Ich hoffe, Sie haben an der Tour Freude gehabt?“

„Sehr große.“

„Wie gefallen Ihnen die Vereinigten Staaten?“

„Recht sehr. Besonders liebe ich San Francisco und das Goldene Thor.“

Sie dachte, er würde vielleicht etwas über den unvergeßlichen Tag sagen, an dem er ihr zuerst von dem Goldenen Thore erzählte. Sie hatte die Worte gesagt, um ihm eine Antwort abzunöthigen,

und sie bemerkte, wie eine plötzliche Bewegung sich auf seinem Gesicht spiegelte. Sie wußte, daß die Worte ihn getroffen hatten, wie es ihre Absicht war. Aber er antwortete nichts darauf.

„Nun,“ sagte er, „ich bin gekommen, Lebewohl zu sagen, Miß Challoner, und Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihnen für alle Ihre Güte verbunden bin, und wie ich immer daran denken werde — “ Er hielt inne.

„So wollen Sie also wirklich nach Japan zurückkehren und uns alle in England lassen?“

„Ja, ich bin seit lange mit mir einig und will Ihnen jetzt Lebewohl sagen.“

„Wenn Sie wirklich gehen müssen — wenn es zu Ihrem Besten ist, und wenn wir denn doch Lebewohl sagen müssen — —“

Wenn er nun — der Gedanke fuhr ihr plötzlich durch den Sinn — wenn er nun Adieu sagt und mir die Hand schüttelt und wirklich aus dem Zimmer geht ohne ein weiteres Wort — was soll ich dann beginnen? Muß ich ihn gehen lassen?

„Ich konnte nicht abreisen, ohne Abschied von Ihnen zu nehmen.“

„O nein! Ich bin überzeugt davon, daß Sie nicht so unfreundlich handeln konnten!“

Aber wenn er nun, dachte sie wieder, bloß zum Adieusagen gekommen ist und weiter nichts sagt und dann weggeht — was soll ich thun?

„Und außerdem,“ fuhr er zögernd fort, „ist es dies nicht allein.“

Sie holte tief Athem. Nun war sie wieder glücklich, da es nicht dies allein war.

„Es ist noch etwas Anderes, was ich Ihnen zu sagen wünschte — und ich konnte Sie nicht für immer verlassen, ohne es gesagt zu haben — etwas, das ich Ihnen auseinandersetzen mußte. Darf ich fortfahren?“

„O ja, Mr. Pembroke, wenn Sie es wünschen! Was wollten Sie denn mir auseinandersetzen?“

„Sie werden doch auch nicht böse über mich werden, Miß Challoner, wenn es Ihnen seltsam erscheint? Sie werden großmüthig gegen mich sein, und glauben, daß ich gute Motive dazu hatte, nicht wahr? Und Sie werden nicht beleidigt sein?“

„Ei, Mr. Pembroke, das ist ja eine schreckliche Einleitung! Warum sollte ich beleidigt sein? Wie

sollte ich zu der Voraussetzung kommen, das Sie mich beleidigen wollten?“

„Ich danke Ihnen, — dann will ich fortfahren. Ich wünschte Ihnen zu erklären — Miß Challoner, Sie hörten, ich weiß, Sie haben's gehört — etwas über mich und eine junge Dame, die ich nicht zu nennen brauche, und daß wir uns liebten und uns verlobt hätten. Ist Ihnen das nicht zu Ohren gekommen?“

„Ja. Ich hörte etwas von der Art.“

„Glaubten Sie es?“

„Ich vermuthe es. Warum sollte ich es nicht glauben? War es nicht wahr?“ Sie nahm nach besten Kräften den Ton freundschaftlicher Sorglosigkeit an.

„Es war nicht wahr. Es war auch nicht ein wahres Wort daran.“

„Wie thöricht von den Leuten, solche Gerüchte zu verbreiten! Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie solche Dinge herumkommen. Aber trotzdem sehe ich nicht ein, Mr. Pembroke, daß Sie daran viel auseinanderzusetzen haben. Es ist viel unangenehmer für sie, umhergesprochen zu werden. Sie ist, denke

ich, ein sehr hübsches Mädchen. Und war wirklich garnichts daran?“

„Nicht das Geringste. Sie fragte nie etwas nach mir, und ich frage nach ihr auch nicht das leiseste Spürchen.“

„O, nicht doch; was für eine unhöfliche Weise, von einer jungen Dame zu reden! Ich hielt Sie für ritterlicher, Mr. Pembroke.“

„Ich wollte Ihnen auch nur deutlich machen, daß nie eine entfernte Idee von Liebe zwischen uns war. Es liegt mir vor allen Dingen daran, Miß Challoner, daß Sie das glauben.“

„Natürlich glaube ich es, da Sie es mir sagen — wäre es aber nicht bedeutend glücklicher für Sie gewesen, wenn die Geschichte wahr wäre?“

„Sie konnte nicht wahr sein, Miß Challoner, und ich bin hergekommen, um Ihnen zu sagen, warum sie nicht wahr sein konnte.“

„Und warum — konnte sie — nicht wahr sein?“

Nun, dachte Christmas, kann ich nicht stehenbleiben, nun muß alles gesagt werden.

„Weil ich Sie liebte, Miß Challoner, und Sie noch liebe und Sie mein Lebenlang lieben werde! Weil ich aus Liebe zu Ihnen mich selbst nicht kenne!

Nein, ziehen Sie sich nicht von mir zurück, zürnen Sie mir nicht! Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Es ist jetzt alles vorüber — und ich will Sie sogleich verlassen."

„Aber warum sagen Sie mir das?" fragte Marie, die vor Freude und Bangigkeit zitterte.

„Gott weiß es — ich weiß es nicht! Weil ich nicht anders konnte. Ich hätte nicht leben können, wenn ich es Ihnen nicht gesagt hätte. Was hat es Ihnen denn auch für Schaden gethan?"

„Aber wenn es wahr wäre — wenn Sie wirklich das alles für mich fühlten" — begann sie, vielleicht nicht abgeneigt, ihn dazu zu bewegen, daß er es noch einmal sagte, damit sie es noch einmal hören konnte.

„Wenn es wahr ist? Soll ich es Ihnen tausendmal wiederholen, Miß Challoner, daß ich Sie liebe? Lieber will ich es Ihnen tausendmal wiederholen, als wegzugehen, ohne daß ich weiß, Sie glauben mir. Ich liebe Sie — ich — —"

„O, still!" sagte Marie, die von seinem Ungestüm fast überwältigt war und sich vor dieser Gefühlstiefe, wie sie Vidal so gar nicht entwickelt hatte, beinahe fürchtete. „Ich glaube Ihnen ja,

wenn Sie mir's sagen. Aber warum sagen Sie es mir denn? Es muß mich doch unglücklich machen, wenn ich weiß, Sie sind um meinetwillen unglücklich."

„Ich wäre zehntausendmal unglücklicher, wenn ich es Ihnen nicht gesagt hätte. Uebrigens ist es ja nicht Ihre Schuld. Sie können nicht dafür, daß ich Sie liebe. Ich bestehe auf meinem Recht," sagte er mit einem Versuch zu lächeln, „Sie zu lieben, soviel ich will und so lange ich will, und Sie können's nicht hindern! Wir sind in einem freien Lande! Nun, das ist alles. Ich wäre vollkommen unglücklich, wenn Sie dächten, ich liebte eine Andere als Sie, und da Sie mich nun bis zu Ende angehört haben, Miß Challoner, so haben Sie alles gethan, was Sie konnten, um mein Leben erträglich zu machen."

„Das ist nicht viel," sagte Marie. „Sie wissen, ich würde gern recht viel thun, um Sie glücklich zu machen, wenn ich es könnte."

„O ja! Das weiß ich. Ich weiß, daß Sie nie etwas Anderes für mich gefühlt haben, als die gütigste Freundschaft. Ich würde Sie meine theuerste Freundin in der Welt nennen, wenn ich nur in

dieser Weise an Sie denken könnte. Und wie freundlich es von Ihnen ist, mir so geduldig zuzuhören! Ich hatte eine schreckliche Angst davor; aber Sie haben es mir leicht gemacht. Ich fühlte, daß ich Ihnen das sagen mußte, und doch fürchtete ich, es wäre Unrecht oder es könnte Sie beleidigen und Sie würden böse werden, und dann müßte ich mich selbst hassen und wünschen, ich hätte es Ihnen nicht gesagt. Nun wissen Sie's — und Sie sind nicht verletzt?"

„O nein, nur betrübt —"

„Betrübt? Worüber? Weil Sie als ein Licht auf den Weg eines armen Menschen scheinen und ihm ein Ideal und eine Erinnerung geben und soviel, daß ich es gar nicht in Worte kleiden kann? Ja, das Andenken an Ihre Güte und Freundschaft werde ich immer behalten! Wie froh bin ich, daß ich Sie gesehen und lieben gelernt habe, und daß Sie wissen, ich liebe Sie — und ich habe Sie ja doch nicht verloren, denn ich hatte nie die Hoffnung gehabt, Sie zu gewinnen. So habe ich allen Gewinn, wie Sie sehen!"

„Sie verdienen ein besseres Loos, Mr. Pembroke."

„Denken Sie daran nicht. Sie haben alles gethan, was Sie konnten, um mich glücklich zu machen — und nun habe ich alles gesagt, was ich zu sagen mir vorgenommen hatte — außer Lebewohl!"

„Leben Sie wohl," sagte sie schwach, „wenn es gesagt werden muß," und war neugierig, was sie jetzt thun sollte.

„Es muß gesagt werden. Leben Sie wohl! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie viel Glück ich Ihnen wünsche — Ihnen und den Ihrigen — und allen den Ihrigen!"

„Ja, — ich danke Ihnen, — und ehe Sie gehen, da Sie denn doch gehen — möchten Sie wohl —?"

„Möchte ich wohl, Miß Challoner?"

„Möchten Sie wohl" — ein wahnsinniger Impuls riß sie fort, — „mich einmal küssen?"

Das Blut schoß in Christmas' Antlitz und in das ihre. Beide standen sich zitternd gegenüber. Einen Augenblick schwiegen sie, dann machte er mit der Hand eine Bewegung in der Luft, als wenn einer eine letzte Chance wegwirft.

„Nein," sagte er, „das darf ich nicht! Ich würde wild werden, wenn ich Sie dann verlassen

müßte — und Ihre Küsse gehören Ihnen nicht, Sie dürfen sie nicht weggeben!“

„Das ist nicht wahr!“ antwortete Fräulein Unhold mit gereiztem Nachdruck. „Sie wissen nicht, was Sie reden. Sie gehören mir, und ich darf sie weggeben, sonst hätte ich sie Ihnen nicht angeboten. Sie können sicher sein, daß ich so etwas noch nie gesagt habe.“

Sie war so zornig über ihn und seine Zurückweisung ihres Anerbietens, als wenn er die ganze Wahrheit hätte wissen können. Sie zürnte mit sich selbst, daß sie ihm das Anerbieten gemacht hatte. Jetzt fühlte sie sich fast geneigt, ihn gehen zu lassen.

„Ich verstehe Sie nicht,“ fing er an.

„Natürlich verstehen Sie mich nicht, Männer verstehen ja überhaupt nichts,“ und Fräulein Unhold ertappte sich darauf, daß sie in ihrer Erregung die Gemeinplätze zorniger Frauen nachplapperte, ohne daran zu denken. „Setzen Sie etwa voraus, Mr. Pembroke, daß ich Sie liebe, weil ich Ihnen anbot, Sie zu küssen?“

„O nein, nein!“ rief er ganz ernsthaft und wehrte die Zumuthung weit von sich ab. „Wie könnte ich irgend etwas Derartiges voraussetzen?

Ich versichere Ihnen, Miß Challoner, ein solcher Gedanke ist mir nie in den Sinn gekommen, — nie!“

„Nun, warum sprachen Sie dann aber so?“

„Ich that es nicht, wirklich nicht. Ich weiß, daß Sie mir nur eine Güte und Freundschaft erzeigen wollten, weiter nichts. Aber ich konnte es trotzdem nicht ertragen, Miß Challoner.“

„Nun,“ und sie holte tief Athem, „es schadet nichts; ich meinte es gut. Und Sie wollen wirklich nach Japan zurückgehen?“

„Ja, ich bin im Begriff.“

„Ich wünschte, Sie könnten mich mit sich nehmen.“

„Sie würden sich nichts daraus machen, in Japan zu reisen. Sie sind hier viel glücklicher.“ Er glaubte, sie wolle nur über ihre Lust zu reisen und die Welt zu sehen mit ihm scherzen.

„Ich werde hier nicht glücklich sein.“

„Aber Sie haben alles, was Sie glücklich machen kann — und wenn Sie — verheirathet sind — so können Sie auch wieder reisen und —“

„Ich werde mich aber nicht verheirathen. Nein, — Sie brauchen nicht so erstaunt zu sein. Es ist

ganz wahr — ich werde mich nicht verheirathen. Ich habe alles abgebrochen — vor langer Zeit — gestern — ich weiß nicht, wann. Aber ich bin frei."

„Warum haben Sie das gethan?" fragte der verwunderte Jüngling.

„Warum? Weil ich einen Irrthum dabei begangen hatte. Bin ich das erste Mädchen, das sein eigenes Herz nicht versteht? Weil man mich überredete und ich mich selbst nicht kannte, nicht im geringsten. Jetzt habe ich mich erkannt, und nun bin ich frei. Aber das betrifft ja nur mich persönlich, und ich darf Sie damit nicht länger aufhalten. Adieu, Mr. Pembroke!"

Unser Held war für den Augenblick ganz verwirrt.

„Sie haben Ihren Sinn geändert?"

„Ja, obgleich eigentlich nein. Ich entdeckte nur meinen wirklichen Sinn — entdeckte, was ich längst hätte wissen sollen."

Brach jetzt eine leise Idee durch den Nebel in Christmas' Geist hindurch?

„Was hätten Sie längst wissen sollen? Ist es erlaubt, darnach zu fragen?"

„Ich hätte wissen sollen, daß — daß mein Herz an einem Andern hing.“

Christmas stand da mit dem Hut in der Hand. Er setzte den Hut auf den Tisch neben sich und trat ihr einen Schritt näher, halb in Hoffnung, halb in Furcht, kaum wissend, was er that oder fühlte.

„Ja,“ sagte sie, „es thut mir sehr leid, ich habe gegen ihn sehr unrecht und gedankenlos gehandelt; aber ich wußte es nicht — und man sagte mir, Sie liebten sie — und — wollen Sie mich nun küssen? und ich will auch mit Ihnen gehen, nach Japan oder wohin Sie wollen!“

Jetzt küßte Christmas Pembroke zum ersten Mal die Lippen eines jungen Mädchens. Gott sei Dank!

37. Kapitel.

„So absolut zufrieden."

Wer von den beiden Liebenden war der glücklichere und der liebendere? Eine Frage, die wahrscheinlich Menschenwitz nicht lösen wird, bis wenigstens die alte, verbreitete Frage zuvor gelöst sein wird, ob der Mann oder das Weib für das höhere Glück empfänglich oder der stärkeren Liebe fähig ist. Der Weise der klassischen Erzählung, dem die Götter gestatteten, sich eine Zeitlang in ein Weib zu verwandeln und dann wieder Gestalt und Leben eines Mannes anzunehmen, soll als Resultat seiner Erfahrung ausgesprochen haben, daß das Weib mehr Liebe und der Mann mehr Glück empfindet. Wenn dieser Bericht wahr ist, so wollen wir sagen, daß Marie Challoner die Zärtlichere und Christmas der Glücklichere war. Das Letztere würde mindestens den Anschein der Wahrheit für sich haben, denn in all ihrer Glückseligkeit und dem

frischen Entzücken der Liebe fühlte Marie peinliche Gedanken an ihren Vater in sich aufsteigen, während Pembroke's Herz ganz ausgefüllt war von seiner Freude und für die Hindernisse auf ihrem Wege keine Gedanken übrig hatte. Er fragte nicht darnach, ob sich Schwierigkeiten erheben würden oder nicht. Es ist merkwürdig, zu beobachten, ein wie verschiedenes Wachsthum ihre Liebe gehabt hatte. Die des Mannes war emporgeflammt fast im ersten Moment, wo sie einander begegneten, und hatte nicht aufgehört zu brennen. Ihre Liebe hatte sich langsam entwickelt, war lange unerkannt und unvermuthet geblieben und hatte sich nur nach und nach fühlbar gemacht, bis sie zuletzt hervorbrach und in voller Gluth aufflammte.

Wenn eine romantische Persönlichkeit hätte in jenes Bibliothekzimmer blicken können, um ein lebendiges Kapitel eines zärtlichen Romanes zu sehen, so wäre er oder sie vielleicht ein wenig enttäuscht worden und hätte sich gewundert, daß nicht mehr leidenschaftliche Ergießungen zu bemerken waren. Aber unsere beiden Liebhaber waren recht sehr befangen und schüchtern. Ihre so plötzlich umgewan-

delte Stellung zu einander machte sie wunderbar zurückhaltend.

„Ich wünschte, wir wären droben im Walde, in jener entzückenden kleinen Vertiefung," sagte Christmas.

„Ich denke nicht, daß ich auch nur etwas anders wünschen sollte, als es ist," erwiederte Marie schnell, denn die kleine Vertiefung im Walde hatte für ihn nur die Erinnerung an sie, für sie aber auch die an Ronald Vidal, mit dem sie noch nachher da gewesen war, so erschien sie ihr weniger geheiligt.

„Ich kann kaum an alles dies glauben," sagte er, „es ist zu glücklich. Der Wechsel ist zu plötzlich, um es schon als etwas Wirkliches aufzufassen. Und ich fürchte — Marie, würdest Du es glauben?"

„Du fürchtest? Was denn?"

„Daß ich nicht halb gut genug für Dich bin und Dich nicht glücklich genug machen kann, noch Dir die Stellung geben, die Du haben solltest. Du bist immer an ein solches Daheim gewöhnt — so voll Luxus und dergleichen."

„Ja. Daran bin ich von jeher gewöhnt, und so mache ich mir nichts daraus. Was hat es mir

jemals genützt? Ich habe immer Geld genug gehabt — oder eigentlich habe ich niemals Geld gehabt, sondern alles, was ich brauchte, wurde mir gekauft, und noch vieles dazu, was ich nicht brauchte. Nun würde es mir weit besser gefallen, mir alles selbst zu kaufen. Ich weiß, daß ich einen wahren Genius für häusliche Oekonomie entwickeln werde, und ich bin gewiß so glücklich damit wie das Kind mit einem neuen Spielzeug. Aengstige Dich also darum nicht."

„Aber ich habe nicht viel Geld."

„O, aber Du wirst mehr bekommen, oder wir werden finden, daß das, was Du hast, ganz für uns ausreicht — ich mache mir keine Sorgen darüber. Es wird mich nicht angreifen. Ich mache nicht bloße Worte, wie die romantischen jungen Mädchen in den Romanen, Chris."

Es durchzuckte ihn mit süßem Entzücken, als er sich von ihr Chris nennen hörte. Sie sah den Ausdruck des Entzückens in seinem Gesicht.

„Ich denke, ich werde Dich immer Chris nennen. Ich hörte es immer so gern, wenn Miß Lyle Dich Chris nannte. Aber ich mußte Dir doch sagen, daß ich nicht wie ein Mädchen in den Romanen

bin. Ich kenne den Werth des Geldes und des Luxus — für mich. Ich weiß, daß es ein Nichts ist, und daß ich, so lange Du mich liebst, wenig darnach fragen werde, was für Möbel wir im Zimmer haben oder auf was für Teppiche wir treten werden. Jetzt weiß ich, daß ich niemals glücklich war noch auch sein konnte, bis ich fand, daß ich jemanden lieben konnte — und daß Du der Jemand warest."

„Denke nur einmal, Marie, wenn ich nun nicht nach Durewoods gekommen, sondern gleich abgereist wäre — was hätten wir thun sollen?"

„O, Du hättest nicht gehen können, es ist unmöglich. Gott würde es nicht zugelassen haben. Aber nenne mich doch nicht nur Marie, wie jeder andere Mensch."

„Wie soll ich Dich denn nennen?" Denn er war noch schüchtern und scheute sich fast, sein Eigenthum auch sein Eigenthum zu nennen.

„Ich weiß selbst nicht — etwas Zärtliches und Liebevolles, etwas, an dem ich fühle, daß Du mich wirklich über alles in der Welt liebst. Bin ich zu dreist und geradeheraus, Chris? Ich kann nicht dafür. Du hast mich von einem so elenden Leben

errettet, und ich muß immer wieder versichert werden, daß Du mich liebst und daß ich Dich lieben darf."

In dieser Weise wurden alle Gedanken und Pläne für die Zukunft beiseite gesetzt, und eine Zeitlang drehte sich ihr Gespräch nur um die Versicherungen ihrer Liebe. Für sie war die Welt wieder jung geworden. Beiden wuchs der Muth, und Christmas fand, daß er wunderbar süße und zärtliche Namen für sie ausdenken konnte.

Ja, soweit diese Beiden betheiligt waren, war die Jugend, war das goldene Zeitalter der Welt wieder erneuert worden. Sie wanderten im Zimmer auf und ab, er den Arm um ihre Taille legend und seine schlanke, jugendliche Figur zu ihr niederbeugend, das Herz voll von einer seligen Sehnsucht nach außerordentlichen Thaten, durch die er ihr zeigen konnte, wie sehr er sie liebte. Sie schienen vergessen zu haben, daß sie sich nicht in Arkadien befanden, sondern im Bibliothekzimmer des Landsitzes eines Londoner Finanziers, und daß es auch solche Dinge in der Welt gab wie Kammerzofen, Tafeldecker, Vorbereitungen auf Frühstück und Mittagessen und etwaige Morgenvisiten. Die letz-

teren jedoch waren in Durewoods nur im Bereiche der Möglichkeit, insofern Sir John Challoner nicht gerade anwesend war. Er brachte seine Gäste immer mit sich aus London.

So spazierte unser liebendes Paar langsam auf und ab, plauderte und lachte auch wohl und betrachtete das alte Bibliothekzimmer als seinen eigenen, sicheren Zufluchtsort, worin es geschützt war vor allem Eindringen der äußern Welt. Erst der Schlag der Uhr auf dem Kaminsims führte sie zu den Details des gewöhnlichen Lebens zurück.

„Kann es schon so spät sein Chris, zwei Uhr?“

„Ich müßte dann wohl gehen?“

„Das mag wohl sein. Sollte ich Dich vielleicht einladen, zum Frühstück um drei Uhr hierzubleiben?“

„Ich weiß es nicht; ich habe nicht die leiseste Idee,“ sagte der unbefangene Jüngling. „Aber wenn ich jetzt gehe, mußt Du mich recht bald wiederkommen lassen, oder anderswo mit mir zusammentreffen.“

„Vor Zeiten traf ich ohne Bedenken bei Miß Lyle mit Dir zusammen, Chris. Aber jetzt, glaube ich, könnte ich das nicht thun. Ich bin neugierig,

was Miß Lyle sagen wird, wenn ihr alles das zu Ohren kommt. Sie wird die ganze Schuld auf mich wälzen, das weiß ich schon."

„Die Frage ist, Marie, was sollen wir nun zunächst thun? Ich vermuthe, daß wir mit Deinem Vater einige Schwierigkeiten haben werden. Ich sollte sogleich nach London fahren und ihm alles sagen."

„Er wird hierherkommen, vielleicht noch heute Abend," Marie wurde bei dem Gedanken daran ein wenig bleich. „Wenn er nun nicht einwilligt, Chris?"

„Ich frage viel nach seiner Einwilligung, wenn ich die seiner Tochter habe. Du wirst Dein Wort nicht brechen, das weiß ich."

„O nein, ich breche mein Wort nicht, noch ändere ich mich. Wir müssen dann nur warten."

„Ich will nicht warten. Ich entführe Dich mit Gewalt, wenn es nöthig ist; dann kann Dich doch keiner tadeln."

„Aus dem Tadel mache ich mir nichts. Das ist es nicht. Ich mache mir auch nichts aus seinem Zorn. Ich will sagen, er würde mich nicht beunruhigen oder von meinem Vorsatz abbringen. Aber es sollte mir leid thun, ihm noch mehr Schmerzen

zu bereiten, und ich hätte gern, daß er Dich gern hätte. Er war immer so gut zu mir und ich so eingenommen von ihm, und das ist ihm natürlich eine starke Enttäuschung. Wenn wir — uns — verheirathen, Chris — —“

„Wenn wir uns verheirathen?“

„Wohl denn, da wir uns verheirathen, wünschte ich sehr, daß wir unser eheliches Leben in gutem Einvernehmen mit ihm begönnen und, wenn es angeht, mit seiner Einwilligung. Wir sind beide jung, und Du scheinst noch so sehr jung, wie jeder sagt; wir könnten sehr gut warten. Ich wäre glücklich, wie lange wir auch immer warten müßten, weil ich wüßte, daß Du immer an mich dächtest und mich liebtest. Das mußt Du mir versprechen, keinen Streit mit meinem Vater zu haben, wenn wir können — wenn wir ihn durch Warten vermeiden können. Du wirst mir das versprechen?“

Sie schlang den Arm um die Schulter des jungen Mannes — ihre erste Annäherung zu einer Liebkosung — und sah ihm flehend in die Augen.

„Meine liebste Geliebte, ich will Dir alles versprechen. Ich werde alles thun, was Du willst, und was Dich glücklich macht.“

Mit erglühender Wange und zunehmendem Muth küßte sie ihn.

„Du weißt ja doch," stellte sie ihm vor, „er hat einiges Recht, sich über mich zu beklagen. Ja, und über Dich auch, Chris! Warum sagtest Du ihm, Du liebtest jenes arme Mädchen? Hast Du es denn gesagt?"

„O, das habe ich nie gesagt, auch nicht ein Wort von der Art. Wie hätte ich das sagen können?"

„Nun schön, aber er kam irgendwie zu dem Glauben, daß Du es gesagt hättest. Wie war das nur möglich?"

Christmas hatte manches liebe Mal darüber nachgedacht, selbst inmitten ihrer ersten Ueberraschung und Glückseligkeit. Sollte er Marie wissen lassen, daß ihr Vater sich eines so grausamen Betruges schuldig gemacht hatte?

„Ich weiß es nicht," sagte er hastig, „er muß mich irgendwie mißverstanden haben. Ich war freilich grauenhaft verwirrt und muß wohl nicht gewußt haben, was ich redete. Ich dachte, er würde mich verstehen und würde mich zum Theil schon

errathen. Es war eine sehr verschiedene Liebesgeschichte, die ich ihm erzählen wollte.“

„Ueber mich?“

„Ueber Dich, Geliebte, und nur Dich! Nun überlege, was ich dabei muß zu Wege gebracht haben!“

„Und welche Verwirrung hat das über uns alle gebracht! Wenn ich damals gewußt hätte —“

„Aber damals liebtest Du mich doch noch nicht?“

„O ja, doch. Jetzt weiß ich, daß ich Dich liebte. Schon damals fühlte ich für Dich, wie ich nie für sonst jemand gefühlt habe. Ich hätte es wissen können. Ja, ja, Chris! Damals fing ich an, Dich zu lieben! Aber natürlich verschloß ich mein Herz gegen Dich, als ich das hörte. Erinnerst Du Dich noch des Tages, wo wir uns bei Mrs. Seagraves trafen?“

„Ob ich mich erinnere! Lief ich nicht die halbe Nacht in den Straßen umher und dachte daran, mir das Leben zu nehmen?“

„An jenem Tage liebte ich Dich sehr, nur wollte ich mir den Gedanken daran nicht gestatten. Und

das war der Tag, an dem der arme Ronald Vidal fragte, ob er mich besuchen dürfe."

„Ich sah es und haßte ihn und hätte ihn gern umgebracht. Jetzt, glaube ich, würde er mich gern umbringen. Nun, ich wundere mich nicht darüber."

„Am Tage darauf sagtest Du es meinem Vater."

Christmas wünschte, daß ihr Gedächtniß wenigstens bei dieser fatalen Thatsache etwas weniger klar wäre, und sagte etwas überstürzt: „Es war ganz meine Schuld, dies schreckliche Mißverständniß. Nun, meine theuerste Geliebte, wenn ich diesmal mit meiner Liebesgeschichte zu Sir John Challoner gehe, so werde ich ihm meine Absicht klarmachen."

„Was willst Du ihm denn sagen?"

„Sir John, ich liebe Ihre Tochter, Marie Challoner — liebe Marie Challoner, Ihre Tochter, — so, wie ich glaube, daß kein sterblicher Mann je vorher ein Mädchen geliebt hat! Ich liebe ein Mädchen, dessen Name Marie Challoner ist, und das ihre Tochter ist. Das wird doch klar genug sein?"

„Ja, ich denke, das wird klar genug sein; aber Du kannst noch etwas hinzufügen!"

„Was kann ich zur Verstärkung noch hinzufügen?"

„Nur dies: Und Marie Challoner, Ihre Tochter, liebt mich.“

„Ja, das will ich ihm auch sagen, obgleich ich es selbst kaum glauben kann. Wollen wir zusammen gehen und uns Sir John zu Füßen werfen?“

„Ich fürchte, er würde uns nur auslachen oder etwas Satirisches sagen. Ich habe eine Idee, Chris — laß uns zusammen zu Miß Lyle gehen und sie um Rath fragen.“

„Komm, Marie, wir wollen gehen. Du fürchtest Dich doch nicht, Dich mit mir sehen zu lassen?“

„Ich fürchte mich vor nichts, außer von Dir getrennt zu sein,“ sagte Fräulein Unhold.

Die beiden Liebenden gingen kühn zusammen fort und erschienen bald darauf Hand in Hand vor den ungläubigen Augen Dione Lyle's.

38. Kapitel.

„Die Astrologie der Augen.“

Eines Sonntags machte sich Kapitän Cameron auf nach dem Hause seiner Schwester in Portland Place zur Stunde, wo ihr nachmittäglicher Empfang begann. Er ging nicht sehr oft dorthin, denn seine Ansichten über die meisten Gegenstände — soziale, politische und religiöse — liefen nur mit Wenigen von denen zusammen, die sich in diesem Salon präsentierten. Außerdem fanden sich daselbst sehr viele Gäste ein, die über diese Gegenstände ganz und gar keine Meinung hatten, und Kapitän Cameron hielt diese für schlimmer als Leute mit einem wenn auch falschen so doch festen Glaubensbekenntniß. Es waren da einige Künstler und Poeten, die kaum wußten, was für eine Art Regierung oder Ministerium in diesem oder jenem Lande in Kraft war, und die sich keinen Deut darum kümmerten, es zu erfahren. Einige von

ihnen erklärten freimüthig, daß es ihnen absolut gleichgültig wäre, welche politische Grundsätze herrschten, welche besiegt wären, so lange es Gemälde zu malen und Musik anzuhören gab; einer hatte dem erschrockenen Cameron selber kundgethan, daß er nicht darnach fragte, ob Englands Gaukelei zum Fall komme und ob ein halbes Dutzend feindlicher Armeen nach einander London occupierten, so lange sie nur die Dudley-Gallerie und die Wagner'sche Musik unbehelligt ließen.

An diesem besondern Sonntag aber hatte Cameron eine Neuigkeit gehört, die ihm Interesse und Verwunderung einflößte, und über die er die Wahrheit hoffte von seiner Schwester erfahren zu können. Bei all seinen abweichenden Meinungen und seinen gutgelaunten Neckereien hielt Kapitän Cameron seine Schwester für eine sehr kluge, liebenswürdige Dame, in ihrer wunderlichen Sphäre sogar für eine Königin der Gesellschaft, und sah sie keineswegs in dem Lichte, wie einige ihrer Freunde sie zu sehen pflegten. Er nahm also an, daß etwas so Merkwürdiges, wie er es gehört hatte, gewiß nicht wahr sein könnte, wenn Mrs. Seagraves es

nicht wüßte, und stürzte sich daher kühn in den Nebel ihrer Gesellschaft.

Eine junge Dame, die ihr Haar auf dem Wirbel in ungeheuren Gewinden um einander gedreht trug, sang, als er eintrat, Elsa's Klagen aus Lohengrin. In diesem seltsamen Hause hörte die Gesellschaft in der Regel zu, wenn jemand sang oder spielte. Cameron blieb also eine Zeitlang an der Thür und sah sich nach seiner Schwester um. Er sah sie an einem Tisch stehen; eine Hand ruhte auf einer ungeheuren blauen, chinesischen Vase, während der Zeigefinger der andern das Kinn berührte; anmuthig neigte sie das Haupt nach einer Seite in der Haltung einer nachdenklich Lauschenden. Sie trug ein dunkelbraunes Seidenkleid, das sich so eng anschloß, daß es befremden mußte, wie sie je hineinsteigen oder sich darin bewegen konnte. Neben ihr stand ein hübsches, schlankes, bleiches Mädchen in dunkler Kleidung. Sobald die Musik vorbei war, brach Mrs. Seagraves in Entzückung aus, die Cameron, als er sich zu ihr vorgedrängt, gerade noch mit in den Kauf bekam.

„Wie freue ich mich Robert, daß Du diese bezaubernde Musik gehört hast!“

„Musik, he? Ich bekenne, ich höre gern etwas mit einer Melodie.“

„O Barbar! Ist er nicht barbarisch, Miß Jansen, mein Bruder?“

„Mrs. Malaprop sagt, alle Männer sind Barbaren,“ bemerkte Kapitän Cameron.

„Sagt sie das wirklich? Sagt sie das? Wie sehr köstlich! Ich würde sie lieben, das weiß ich. Ich bin sicher, ich würde sie lieben, Deine Mrs. — wie heißt sie, Robert?“

Robert hielt sich mit Erklärungen nicht auf. Er erwartete nicht, daß gescheute Damen von heutzutage Sheridan lesen würden.

„Was höre ich denn da für ein Wundermärchen, Isabella — über mein allerliebstes kleines Fräulein Unhold und den jungen Vidal?“

„So entzückend und so wunderbar!“ rief Mrs. Seagraves und vergaß in ihrem neuen Enthusiasmus Mrs. Malaprop. „Oder vielmehr nicht wunderbar — nein, absolut nicht wunderbar, sondern gerade was man hätte erwarten sollen. Man müßte bei solchen Angelegenheiten sich immer auf das Wunderbare gefaßt machen. Aber es ist entzückend! Wenigstens ist es uns entzückend, die wir's

gern haben und die Personen alle lieben — die Hauptpersonen natürlich. Mr. Vidal kann es freilich nicht entzückend finden — o nein! Ich wage zu behaupten, daß es für ihn ganz das Gegentheil sein muß. Und aus diesem Grunde bin ich so sehr, sehr traurig. Zuerst war ich sehr froh darüber; aber jetzt bin ich sehr, sehr traurig."

„Aber was ist's denn, Isabella? Ich möchte gern wissen, ob ich froh oder traurig sein muß — oder vollkommen gleichgültig."

„Robert! Gleichgültig — vollkommen gleichgültig über etwas, was das Glück meines theuren, süßen Mädchens, Marie Challoner betrifft! O, pfui doch! Aber ich weiß, Du meintest es nicht, und so schlecht könnte ich auch nicht einmal von einem Mann denken. Aber die Männer sind schlecht — o so sehr, sehr schlecht! Nicht mit Absicht schlecht, vielleicht, — nein, das will ich nicht sagen; aber gedankenlos vielleicht. Sollten wir nicht gedankenlos sagen? Ich hoffe, Sie, liebe Sybil, bewundern gedankenlose Männer nicht? Ihr Mädchen, glaube ich, bewundert im allgemeinen die gedankenlosen Männer und verwöhnt sie. Früher liebte ich wohl auch gedankenlose Männer — sie kamen mir wie

Heroen vor. Jetzt kann ich sie gar nicht mehr leiden.“

„Aber wie steht's mit Miß Challoner, Isabella? Das gehört jetzt mehr zur Sache.“

„Miß Challoner? Ach ja! Nun, Du weißt doch, daß sie nun schließlich doch nicht Mr. Vidal heirathen wird?“

„Faktisch? Darüber freue ich mich ganz verteufelt, wenn es wahr ist.“

„Aber liebster Robert — unser theurer Mr. Vidal!“

„Wohl, er mag Dein theurer Mr. Vidal sein, wenn Du es willst, Isabella; aber er ist nicht mein theurer Mr. Vidal. Ich habe nie viel von ihm gehalten. Ich verlange, daß ein Gentleman ein Gentleman sei, und es freut mich, daß Fräulein Unhold endlich doch meiner Ansicht ist.“

„O, ich denke er ist so reizend, so sehr, sehr reizend. Nicht reizend vielleicht — nicht direkt reizend.“

„Nein, gewiß nicht — nicht in der allerentferntesten Weise reizend, würde ich sagen.“

„Nun, vielleicht nicht; aber so klug, so sehr klug, und so hübsch! Wenigstens hielt ich ihn sonst

14*

immer für hübsch, jetzt finde ich ihn auch nicht so hübsch, wie ich dachte. Er erinnerte mich stets an einen Troubadour, und ich schwärme so für Troubadours. Sybil, mein theuerstes Kind, Sie schwärmen doch auch für Troubadours? O ja, ein Mädchen mit Ihrer Beredtsamkeit und Ihren Augen muß für Troubadours schwärmen."

„Ich habe nie einen Troubadour gesehen", antwortete Miß Sybil kurz.

„Nie einen Troubadour gesehen? Wie sehr, sehr merkwürdig! Obschon nein — ich meine nicht, daß es merkwürdig ist, natürlich — es könnte nicht merkwürdig sein, denn es giebt jetzt keine Troubadours mehr, Sie konnten also auch keinen sehen. Dennoch vermag die Einbildungskraft soviel, namentlich bei poetischen Naturen, und ich hätte gerade Sie für das Mädchen gehalten, das Troubadours lieben müßte. Es thut mir so sehr leid, meine theure Sybil, zu hören, daß Sie wirklich Troubadours nicht lieben. Robert, hättest Du nicht auch gedacht, daß Miß Jansen Troubadours lieben müßte?"

Der Legitimist verbeugte sich etwas steif vor der kleinen Sybil.

„Ach, ich hatte ganz vergessen,“ sagte Mrs. Seagraves, „daß Du meine theure Freundin, Miß Jansen, noch nicht kennst. Wie sehr merkwürdig! Theurer Robert, wie glücklich bist Du! Nicht darin glücklich, daß Du Miß Jansen nicht kennst — das natürlich nicht, solcher Unsinn! Aber insofern glücklich, als Du jetzt die Gelegenheit hast, ihr vorgestellt zu werden. Meine theure Sybil, wollen Sie mir erlauben, Ihnen meinen Bruder vorzustellen, Kapitän Cameron? Ihr Beide müßtet Euch kennen lernen.“

Kapitän Cameron war würdevoll, aber nicht herzlich. Er hatte gehört, daß Miß Jansen Reden hielt, und er nahm an, Reden haltende Damen wären rauh, männlich, unzart, im besten Fall auf's äußerste unmädchenhaft. Er hatte den Eindruck, daß sie atheistische Glaubensansichten haben müßten, und daß sie darnach strebten, Manneskleider anzulegen. Als er Miß Jansen's Namen hörte, sah er instinktiv nach ihren Beinen und fühlte sich erleichtert, als er diese mit Röcken und nicht mit Beinkleidern bedeckt sah. „Ich blicke nach den Füßen ihr, doch das ist eine Fabel“ rezitierte sich der Soldat, eine von seinen wenigen Erinnerungen

aus Shakespeare, die ihm mit komischer Rechtzeitigkeit einfielen.

„Nun Robert, ich verlasse Dich, damit Du mit Miß Jansen plaudern kannst. Ihr Beide seid gerade für einander gemacht — ich meine natürlich für eine intellektuelle Unterhaltung, für höhere Argumente."

„Ich nehme mir niemals heraus, mit einer Dame zu argumentiren," bemerkte Cameron mit felsenharter Höflichkeit.

„Argumente sind Herren gegenüber gewöhnlich weggeworfen, fürchte ich," Miß Jansen sagte es mit eisiger Kälte. „Sie betrachten uns als des Zuhörens und Antwortens unwürdig."

„O, aber mein Bruder ist nicht von der Art, das kann ich Ihnen versichern; er ist viel zu ritterlich. Wer ist doch das, der sagt, daß die Freundschaft auf Gleichartigkeit des Geschmacks und Verschiedenartigkeit der Meinungen beruht — war es nicht so? Da seid Ihr beide genau abgemalt. Ich bin gewiß, Ihr habt beide ganz dieselben Neigungen — die, Gutes zu thun. Ach ja, Gutes zu thun und die Menschheit zu erheben! Und Eure Meinungen sind so sehr verschieden. Sybil, mein

Liebling, Ihnen überlasse ich die Aufgabe, meinen Bruder zu bekehren! Ich konnte nie damit zu Stande kommen; aber Ihnen ist es aufbewahrt. O ja, das weiß ich."

„Aber Isabella, nur noch einen Moment!" Sie war schon im Begriff davonzuwirbeln. „Du hast mir noch nicht alles über Miß Challoner erzählt. Warum wollte sie Vidal nicht heirathen?"

„Mein theurer Robert, denkst Du, sie könnte zwei Männer heirathen?"

„Du lieber Himmel! Ich weiß viel, was Ihr Damen heutzutage für Euer gutes Recht halten mögt — mit Euren aufgeklärten Ansichten, Frauenrechten und so weiter. Aber von ihr sage ich das nicht. Nun wohl denn! Wer ist der Andere — der, den sie heirathen muß?"

„Heirathen muß? Was für ein sehr, sehr häßlicher Ausdruck! Ich wundere mich über Dich, Robert! Als ob Damen jemals heirathen müßten! Wie können Sie das ertragen, Sybil? Meine Marie Challoner muß selbstverständlich niemanden heirathen."

„Nun mir auch recht, ganz wie Dir's gefällig ist. Also wer muß sie heirathen?"

„Nun, Dein Freund, Du weißt doch, der junge Mann aus Thibet, aus Japan meine ich — Mr. Pembroke."

„Hallo! Geht die Sache da entlang? Und will sie ihn heirathen?"

„O ja! Es ist das Köstlichste, was Du je gehört hast. Sie hat ihn die ganze Zeit geliebt, und er wußte es nicht. Und er versuchte mehrere Male sich zu ertränken, aus Liebe für sie, und sie wußte es nicht!"

„Mein Himmel!" sagte Miß Sybil gelassen, „was muß das für ein stupides Paar gewesen sein!"

„Aber meine liebste Sybil, stupide? Meine Marie Challoner stupide! O, Sie kennen Sie absolut nicht, Das aufgeweckteste Mädchen! Das wird Ihnen mein Bruder nie vergeben. Er ist total in sie verliebt, versichere ich Ihnen, bis über die Ohren! Nicht wirklich verliebt, natürlich. Das ist freilich nur mein Spaß. Aber er hält furchtbar viel von ihr, kann ich Ihnen sagen."

„Das thue ich," sagte Cameron, „und ich denke, wenn ich nur eine fünfdundzwanzig Jahre jünger wäre, so würde ich selbst mein Glück bei ihr versucht haben. Nun es freut mich, Deine Neug-

keit zu hören, Isabella. Er ist ein prächtiger junger Mann, durchaus nicht stupide, Miß Jansen, ich versichere es Ihnen, sondern im Gegentheil sehr gescheut, und jeder Zoll an ihm ist ein Gentleman, wie an ihr jeder Zoll eine Lady ist, und zwei jetzt so seltene Wesen sollten immer zusammengebracht werden."

„Ich meine auch nicht stupide in diesem Sinne," erklärte Sybil ruhig. „Ich meine nur insofern stupide, als sie nicht wußten, daß sie einander liebten. Ich hätte ihnen die Geschichte längst erzählen können. Sie hätten nur zu mir kommen sollen."

„Sie, meine Theure? Nun, ich sagte es ja immer, daß sie eine inspirirte Prophetin sind! Aber woher wußten Sie es?"

„Ich sah sie beide in diesem Zimmer. Es war genug sie nur anzusehen, wenn man Augen hatte."

„Aber sie wußten es nicht, Sybil."

„Darum sage ich eben, sie müssen stupide gewesen sein. Ich wußte es immer, daß er sie liebte, und sobald ich sie sah, wußte ich, daß sie ihn liebte."

„Bei Gott! — entschuldigen Sie mich, Miß

Jansen! — ich habe nie davon geträumt," sagte Cameron, „so wenig wie Isabella. Wie in der Welt konnten Sie es wissen?"

„Ich erkannte es an ihren Augen, sobald er nur einen Fuß in's Zimmer setzte," sagte Sybil wegwerfend. „Weiter hatte ich keine Instruktion nöthig. Es amüsiert mich, die kleinen Schwachheiten meiner Mitmenschen zu beobachten, und an jenem Tage amüsierte es mich höchlich, sie zu durchschauen."

„Wir müssen einmal Ihre Augen beobachten, meine süße Sybil, und wir werden auch dort eine so allerliebste Geschichte lesen, trotz Ihrer Marmorkälte und Ihrer Verachtung unserer menschlichen Schwächen. Aber nicht zu bald, o nein! gar nicht zu bald! Wir können Sie jetzt nicht entbehren, wir und die Welt bedürfen Ihrer zu einer edleren Aufgabe als zum Heirathen."

„Trotzdem scheint Ihr alle das Heirathen ganz gern zu haben," meinte Cameron.

„Aber Sie nicht, Kapitän Cameron, Ihre Schwester hat es mir gesagt," Sybil lächelte, indem sie dies sagte. „Es ist eine Schande, daß Sie nicht längst eine Frau glücklich gemacht haben! Man nimmt ja doch an, daß die Frauen nur glücklich

sind, wenn ein Mitglied des stärkeren Geschlechts sie patronisiert und ihnen die Hand reicht.“

„Ich bin so entzückt, Sie ihn schelten zu hören, meine theure Sybil! O, er verdient es, und ich habe es ihm oft gesagt. Ich schäme mich ordentlich seiner. Nicht buchstäblich schämen, Sie verstehen mich doch; Robert ist ja für einen Mann durchaus nicht übel; aber ich schäme mich darüber, daß er nicht verheirathet ist. Sie müssen ihm in die Augen sehen und mir sagen, was Sie dort lesen.“

„Ich werde also eine blaue Brille tragen müssen,“ sagte der Legitimist, dem die Konversation durchaus nicht mißfiel, und der Sybil gar nicht so sehr unangenehm fand, als er sie sich vorgestellt hatte.

„Und so haben Sie meine süße Marie durchschaut, indem Sie ihr in die Augen blickten?“ fuhr Mrs. Seagraves in Ekstase fort. „So entzückend und poetisch! Sie sind eine förmliche Seherin oder Wahrsagerin. O ich liebe die Wahrsagerei und die Astrologie und die Alchemie! Ja, die Alchemie vor allen Dingen! Lieben Sie die Alchemie nicht auch? Ich liebe sie freilich nicht mehr ganz so sehr wie früher; ich halte sie für betrügerisch und

schlecht — sehr, sehr schlecht. Nein ich ziehe die Astrologie vor. Sie müssen mich lehren, in den Augen der Leute zu lesen. Ich werde es die Astrologie der Augen nennen. Würde das nicht reizend sein — himmlisch reizend? Sie müssen mir die Astrologie der Augen lehren."

„Je nun, das ist keine ganz schlechte Idee," sagte Cameron.

„Man kann solche Mißgriffe machen, wenn man das nicht versteht. Und wissen Sie, Sybil, nun fällt mir's ein, ich dachte wirklich in Ihren oder in sonst jemandes Augen zu sehen, daß mein junger japanesischer Freund Sie liebte — das war wirklich meine Idee."

„Ja, ich weiß, daß Sie das dachten," sagte Sybil ruhig, „aber ich konnte doch das kleine Geheimniß des armen jungen Mannes nicht verrathen. Ich wußte, daß er es nicht wollte umhersprechen lassen, und ich hätte natürlich keinen auf die rechte Spur geleitet. Er war so sehr ehrlich, daß er, als ich ihm seine Thorheit vorwarf, alles freimüthig gestand; da konnte ich ihn doch nun um die Welt nicht verrathen."

„Bravo!" rief Cameron aus. „Das ist echte

und treue Kameradschaft. Das habe ich gern. Ich dachte gar nicht, daß Frauen zu so etwas fähig wären.“

„Nun, Sie müssen mir die Astrologie der Augen lehren, theure Sybil.“

„Um einen Anfang zu machen, Miß Jansen, lassen Sie uns ihre eigenen Augen sehen.“

„Mit Vergnügen.“

Sie hatte sehr klare, helle Augen, die sie langsam aufschlug und fest auf das Antlitz des Legitimisten heftete. Er las nichts darin. „Sie ist ein niedliches kleines Mädchen,“ dachte er, „aber kalt und hart. Ich möchte nicht der junge Bursch sein, der sie heirathet. Dazu wird so ein Mädchen gebracht, wenn es sich soviel mit Frauenrechten und dergleichen Unsinn abgiebt. Es ist wie eine kostbare Porzellanblume gegen ein duftendes Waldveilchen.“

Er blieb nicht lange bei Sybil, nachdem Mrs. Seagraves hinweggeglitten war. Die Marmorstarre des Mädchens stieß ihn zurück, obschon sie gegen ihn weit huldvoller und gemüthlicher gewesen war als sonst gegen Männer. Ein anderer Gast näherte sich ihr und redete sie an, und Cameron zog sich

zurück, verließ das Haus und ging nach seinem Klub, wo er sich daran machte, einen langen Gratulationsbrief an Fräulein Unhold und einen ebensolchen an Christmas zu schreiben. Der biedere Legitimist war fast geneigt, sentimental zu werden. Er gedachte der hübschen, poetischen Nannie Langdale, die er früher gekannt hatte — so vor einigen dreißig Jahren. Die Leute pflegten sie beide tüchtig mit einander zu necken. Ja, ja! Mit wem mochte sich wohl Nannie verheirathet haben? Gewiß hatte er früher das alles gewußt, hatte es nun aber vergessen. Beim Himmel! Nannie würde ihn geheirathet haben, wenn er nur um sie angehalten hätte. Vielleicht that es ihm jetzt leid, daß er es nicht gethan hatte. Er summte einige Strophen von „O Nannie, willst Du mit mir gehen?" vor sich hin, aber jetzt war es etwas zu spät dazu, und wie die Sachen standen, war Nannie wahrscheinlich auch besser daran. Sie verschwand auch sogleich wieder aus seinen Gedanken, die sich jetzt damit abmühten, ein Hochzeitsgeschenk für sein liebes Fräulein Unhold herauszufinden.

Als Sybil Jansen ein wenig mit diesem und jenem gesprochen hatte, zog auch sie sich still zurück

und ging langsam nach Hause. Sie war stolz auf sich selbst wie der junge Spartaner, ehe die Zähne des Fuchses ihm sein Geheimniß entrissen. Es war Sybil vollständig gelungen, die Wunde in ihrer blutenden Brust zu verbergen. Sie hatte auch den entferntesten Argwohn von sich abgewandt. Vielleicht hätte sie nicht viel länger ausgehalten, aber bis jetzt war sie Siegerin und hatte ein Recht stolz zu sein. Leicht durchtrippelte sie die sonntäglich vollen Straßen, und manches Auge freute sich an ihrer feinen Figur und ihren zierlichen Füßchen. Das Herz wollte in ihr zerbersten, und die Straßen schienen unter ihr zu wiegen; sie sehnte sich nach Hause. Als sie in ihrer Wohnung anlangte, redete sie mit ihrem Mädchen in ungewohnter Milde und Freundlichkeit, und ihrer Mutter zeigte sie die sanfteste Laune, hütete sich auch auf's sorgfältigste vor einer kurzen Antwort. Wie das Ausbluten einer Wunde zuweilen hastige, kriegerische Naturen mit Frauenmilde erfüllt, so schien Sybil's schweres Herz die Ungeduld und gelegentliche Schärfe ihres ungestümen, fieberischen Temperaments in Sanftmuth und Nachgiebigkeit zu verwandeln. Mrs. Jansen hatte am Morgen Kopfweh gehabt, und

Sybil erkundigte sich so viel und so freundlich nach ihr und schlug so viele Hilfsmittel und Erleichterungen vor, daß man hätte denken können, ihrer Mutter Kopfschmerz wäre die einzige Sorge ihres Lebens.

Nach dem Mittagessen blieb sie lange, lange in ihrem eigenen Zimmer. Mrs. Jansen ging nicht zu ihr. Sie kannte die Manieren und Schwächen ihrer Tochter und wußte, daß, wenn diese allein blieb, es besser war, sie nicht zu stören. Natürlich hatte Sybil's tapferes Versteckspielen die Mutter auch nicht einen Augenblick getäuscht. Ihre ruhigen, wachsamen Augen hatten jede Bewegung ihres Kindes verfolgt, und sie wußte, daß sich etwas ereignet hatte. Aber sie war zu klug, um sie zu fragen. Sie brauchte sie nur gehen zu lassen, und in geeigneter Zeit würde Sybil ihr schon alles erzählen.

An diesem Abend hatte Sybil bei einem kleinen Meeting zu sprechen. Es war in einem abgeschiedenen, fast unterirdischem Gebäude, wo an den Sonntagsnachmittagen Menschen vorgeschrittener Ideen sich der Förderung des Menschengeschlechts widmeten. Als Sybil wieder aus ihrem Zimmer trat, saß Mrs.

Jansen beim Kamin, ohne eine Lampe angezündet zu haben.

„Soll ich Dir vielleicht die Lampe anzünden, Mama?“

„Wenn Du es wünschest, Kind.“

„Nun, warte noch einen Moment.“

Sybil setzte sich neben ihre Mutter an den Kamin. Sanft legte sie die Hand auf das Knie der Mutter, und diese legte ihre Hand auf die ihres Kindes. Mrs. Jansen wußte nun, daß Sybil ihr etwas sagen wollte.

„Mama, Mr. Pembroke will sich verheirathen.“

Das war's, was Mrs. Jansen erwartet hatte, zu hören.

„Wirklich Sybil? Mit jener jungen Dame?“

„Mit Miß Challoner — ja.“

„Aber ich glaubte, sie wäre mit einem Andern verlobt?“

„Das war sie; aber sie — liebte ihn die ganze Zeit über.“

„Wie sehr sonderbar — wie sehr unrecht!“

„Sie soll um seinetwillen alles aufgeben, sagt man. Glücklich sind die, die etwas aufzugeben haben.“

„Ich hoffe, sie wird ihn glücklich machen,“ sagte

Mrs. Jansen mit einem Seufzer. „Ich hatte ihn sehr gern.“

„Ich auch,“ sagte Sybil.

Mrs. Jansen legte ihren Arm um den Nacken ihres Kindes und sagte mild: „Du wirst darüber hinwegkommen, mein Liebling. Es giebt im Leben — und in der Liebe — noch Schlimmeres als eine solche Enttäuschung wie die Deinige.“

„Ich habe sehr viel darum geweint, aber nun ist mir besser, und ich werde versuchen, nicht mehr daran zu denken.“

„Vielleicht solltest Du heute lieber nicht zu dem Meeting gehen. Du kannst doch wohl nicht gut sprechen.“

„Ach ja, Mama, ich muß gehen. Man muß doch alles Gute thun, das man thun kann. Ich würde nur sterben, wenn ich nichts thäte. Ich will doch nicht eine unnütze alte Jungfer werden.“

Sybil versuchte zu lächeln und nicht so ganz unglücklich auszusehen. Wir dürfen aber wohl ihre Mutter entschuldigen, wenn sie in dieser Nacht dachte, das Schicksal habe an ihr und ihrer Tochter grausam gehandelt. Und ein so hübsches Mädchen — es schien doppelt hart vom Schicksal, daß es

seine eisige Hand auf dies zierliche junge Haupt legte. Mrs. Jansen begleitete sie zu ihrem Meeting. Sie bewunderte ihre glühende Beredtsamkeit und beobachtete sie mit den schmerzvoll treuen Augen, mit denen man ein geliebtes, aber gebrechliches Wesen beobachtet, von dem wir uns einbilden, der Tod werde es von uns nehmen, wenn wir nur die Augen wegwenden.

Und doch ist Sybil Jansen vielleicht nicht die am wenigsten Glückliche unter uns. Sie hat doch etwas, was ihr nie entrissen werden kann — ein Ideal. Sie hat einen idealen Geliebten, der sich nicht verändert, und der nur stirbt, wenn sie stirbt. Sie hat eine ideale Ehe, die völlig unbewölkt ist, und die keine Widerwärtigkeit berühren kann. Sie ist also von allen unsern Leuten am meisten gegen Enttäuschung gesichert. Dürfen wir nicht sagen, daß sie auch noch eine andere Verklärung ihres Lebens hat — nicht nur eine ideale Liebe, sondern auch eine ideale Sorge? Die Unterdrückung der Frauen wird mehr als je ihre Sympathie erwecken, und sie wird daran die ganze leidenschaftliche Energie ihrer glühenden Seele wenden — und sogar in ihrem Grimm über die Ungerechtigkeit der Welt glücklich sein.

Hoffen wir schon um ihretwillen, daß den Frauen nicht zu bald das erstrebte Stimmrecht bewilligt werde, daß noch ein wenig von der Tyrannei des Mannes fortfahre, die schwächere Genossin zu bedrücken, so daß die arme Sybil eine Sache hat, die ihre Energie in Anspruch nimmt und ihre Aufmerksamkeit von ihrer eigenen Verlassenheit abzieht. Währenddem ist es bekannt geworden, daß Sybil viele scheinbar annehmbare junge Männer zurückgewiesen hat, die um sie warben, und man glaubt allgemein, das Gefühl der ihrem Geschlecht zugefügten Ungerechtigkeit sei so tief, daß sie gelobt habe, nicht zu heirathen, so lange noch der letzte Rest dieser Ungerechtigkeit vorhanden ist. Wenn sie als alte Jungfer stirbt, so faßt es doch zum mindesten jeder so auf, daß sie sich dies Loos selber entschieden gewählt habe. So kann sie ihre ideale Liebe im geheimen pflegen und das Feuer brennend erhalten auf dem Altar, wo der Luftzug des Wechsels es nie auslöschen, noch der Rauch menschlicher Schwäche oder Leidenschaft sein Leuchten verdunkeln kann.

39. Kapitel.

Zusammen durch das Goldene Thor.

Als Sir John Challoner nach Durewoods zurückkehrte, war er nicht überrascht, einen Brief von Christmas Pembroke zu finden, der die dringende Bitte enthielt, ihm ein paar Minuten zu widmen. Sir John konnte jetzt kaum noch über irgend etwas überrascht sein; er wußte, was kommen würde, und dachte nicht daran, noch dagegen anzukämpfen. Sein Kartenhaus war nun eingestürzt, und er wußte, daß es ein hoffnungsloses Unternehmen wäre, ein ähnliches wieder aufzubauen. Vielleicht können wir ihm ein wenig Theilnahme oder wenigstens Mitleiden nicht versagen. Sein Ehrgeiz und seine Entwürfe waren nicht niedriger, als die des Durchschnittsmenschen aus der Mittelklasse, der mit aller Gluth der Seele darnach strebt, die höhere Klasse zu erreichen. Und er war der Erfüllung seiner Sehnsucht so nahe gewesen! Jetzt,

wo die ganze Sache vorüber war, fürchtete er namentlich die Entdeckung der kleinen Verrätherei, durch die er um so sicherer hatte zu seinem Ziele gelangen wollen. Schon der Erfolg, der durch eine Falschheit erkauft wurde, ist nicht immer genußreich, selbst für Naturen, die gründlicher als Challoner's gegen Derartiges abgehärtet sind; es ist aber wahrhaft entsetzlich, wenn die Falschheit bleibt, ohne Erfolg errungen zu haben.

Als Challoner Christmas' Brief durchlas und sah, daß er aus Dione Lyle's Hause kam, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß doch gelegentlich eine vergeltende Gerechtigkeit in den menschlichen Angelegenheiten waltete. Vor einigen fünfundzwanzig Jahren oder mehr war es ihm gelungen, durch verrätherische Rathschläge und Zwischenträgereien Christmas Pembroke's Vater von Dione Lyle zu trennen. Es hatte ihm nichts genützt. Dione heirathete ihn nicht, und bald kam die Zeit, wo er darüber sehr froh war. Dione erfuhr nie den schlimmsten Theil von seinen Betrügereien; aber sie wußte, daß er zwischen sie und ihren Geliebten gekommen war. Sie vergab es ihm später; denn sie war von milder, sanfter Gemüthsart und

wußte nicht alles, und er hatte um Verzeihung gefleht im Namen seiner Jugend und seiner überwältigenden Liebe für sie. In einer eigenthümlichen Weise hing sie auch an ihm, weil er mit ihr jung gewesen war, und weil sein Anblick ihr die theuren, kurzen Tage ihrer Liebe zurückrief. Als er in der Welt höher und höher stieg, zeigte er sich ihr immer als ergebener Freund, und er war Wittwer und einsam, und dann wuchs die kleine Marie auf, die Miß Lyle je länger, je mehr liebte. Das enttäuschte Weib, das Erfolg errungen hatte und ihn wenig werth fand, verließ das Feld bei Zeiten und lebte in Durewoods in süßer, melancholischer Zurückgezogenheit, voll träumerischen Glückes und trauter Erinnerungen — fast eine Gefühligkeit der Seele. Als Marie aufwuchs, war ihre frische, kräftige, lebendige Natur eine sehr angenehme Gesellschaft, und Dione, welche ihr den Namen Fräulein Unhold gab und sich einbildete, sie könnte nur Liebe einflößen, aber nicht fühlen, war sogar froh, daß dem Mädchen trübe Erfahrungen würden erspart werden.

Und nun siehe! die Zeit ist herum, und der Sohn seines alten Nebenbuhlers ist vom andern

Ende der Erde zurückgekommen und hat seine Pläne durchkreuzt und will ihm seine Tochter entführen. In seinem Herzen glaubte Challoner noch immer, daß Dione Lyle dies Alles zu Wege gebracht habe, denn er fürchtete, sie wisse mehr, als sie wirklich wußte, und er traute ihr zu, daß sie sich noch jetzt als seine Feindin beweisen könnte. Wir wissen, daß er sich irrte; aber er sagte sich, sie habe das Meiste dabei gethan, und er achtete sie sogar um so mehr, da sie gewonnen hatte. Jetzt war er hauptsächlich besorgt, einige Trümmer seines alten Ansehens in den Augen seiner Tochter zu retten und nicht erbarmungslos als Lügner und Betrüger — denn welche andere Worte würden dafür ausreichen? — bloßgestellt zu werden.

Er empfing Christmas mit kalter Höflichkeit und hörte die kurze, klare Geschichte des jungen Mannes an. Als sie vollendet war, sagte Christmas ruhig, ohne ihn direkt anzusehen:

„Ich fürchte, Sie werden mich für plump halten, Sir John, daß ich Ihnen das in solcher Weise sage; aber ich muß diesmal außerordentlich klar sein. Ich scheine das vorige Mal, als ich Ihnen meine Geschichte erzählte, eine schreckliche

Stümperei gemacht zu haben und habe dadurch ein Mißverständniß hervorgerufen, das uns beinahe alle irre geführt hätte."

Sir John blickte schnell auf und ihre Augen begegneten sich, und es war kein Zweifel, daß sich die beiden Männer vollkommen verstanden. Sir John holte tief Athem und fühlte sich erleichtert.

„Ich erzählte Marie," sagte Pembroke, und Sir John fuhr bei dem Wort „Marie" fast in die Höhe, „was für eine Konfusion ich damals gemacht haben muß, und wie ich entschlossen bin, diesmal klar zu sein."

„Nun, Pembroke, diesmal sind Sie gewiß klar gewesen, und ich danke Ihnen dafür." (Wahrscheinlich verstanden sich die Beiden wieder). „Nun, was erwarten Sie denn nun von mir? Daß ich meine Einwilligung gebe? Ich denke mir, Sie und Marie haben sich gegenseitig fortgegeben, ohne mich zu fragen?"

„Wir lieben uns von ganzem Herzen, Sir John, und ich habe nicht so schlechte Aussichten. Selbst jetzt schon würde sie nicht ganz arm sein: ich besitze einiges Vermögen, und ihr liegt nichts daran, reich zu sein. Der allgemeinen Wohlthätig-

keit würden wir gewiß nicht zur Last fallen. Sie haben ja selbst oft gesagt, daß ich besser daran bin als eine Anzahl der jüngeren Söhne Ihrer Aristokratie. Und ich hoffe doch, mir meinen Weg zu bahnen und hinaufzusteigen.“

„Ich brauche nicht mit dem Geständniß zu zögern, daß mir das eine Enttäuschung ist,“ sagte Sir John. „Sie wissen das alles. Meine Ansichten waren verschieden von denen meiner Tochter. Gegen Sie persönlich habe ich nichts einzuwenden, Pembroke; aber Sie wissen — ich sagte es Ihnen von vornherein — daß der Ehrgeiz und die Welt etwas bei mir gelten. Ich bin enttäuscht, das kann ich nicht leugnen.“

„Trotzdem sollten Marie's Gefühle, wenn sie nicht denselben Ehrgeiz hegt, doch auch etwas dabei gelten.“

„Ich denke, in diesem Fall haben sie recht sehr viel gegolten,“ sagte Sir John mit melancholischer Ironie. „Ich denke, ihre Gefühle haben dabei allein den Ausschlag gegeben. Ich bin nicht der Mann, der sich mit großer Beredsamkeit über den Undank der Kinder und dergleichen mehr ergehen kann; aber ich liebte und schätzte meine Tochter sehr,

Pembroke, und — nun, Sie werden vielleicht auch einmal eine Tochter haben und sie sehr hochhalten und schließlich vielleicht auch finden, daß — nun Sie werden verstehen, was ich meine."

„Aber Marie liebt Sie sehr," protestierte der junge Mann mit Wärme. „Es hat nie eine bessere, liebreichere Tochter existiert."

„Ja, ja, natürlich, das kennen wir alles. Dennoch bin ich, wie Sie sehen, ein wenig verdrängt worden. Dagegen kann man nichts machen. Das ist so die Weise, wie Väter behandelt werden. Nun, lassen Sie uns darüber hinweggehen und zu der praktischeren Frage kommen. Giebt es noch etwas für mich festzusetzen?"

„Ich verstehe nicht ganz —"

„Nein? Wohl, ich will es deutlich machen. Haben Sie und meine Tochter schon alle Einzelheiten Ihres zukünftigen Lebens arrangiert?"

„O nein! Sie würde nicht daran gedacht haben, ohne Sie um Rath zu fragen, selbst wenn ich es gewünscht hätte — was ich niemals that."

„Wie rücksichtsvoll Ihr jungen Leute seid," sagte Sir John, wieder mit jenem Lächeln melancholischer Ironie. „Wenn Ihr einmal den Hauptpunkt

zu Eurer eigenen Zufriedenheit geordnet habt! Nun wohl, Pembroke, dann denke ich wirklich, Sie thäten am besten, zuerst Ihren ursprünglichen Plan auszuführen. Gehen Sie nach Japan und sehen Sie, was Sie thun können, um dort eine Firma zu gründen. Lassen Sie sie in Verbindung mit der unseren sein. Ich wünsche das. Bleiben Sie eine Zeitlang dort, wir wollen sagen ein Jahr, und dann kommen Sie zurück. Während dieser Zeit wird die Geschichte vergessen sein. Warten Sie einmal — das wird mit der Hin- und Rückreise und allem ein und ein halbes Jahr in Anspruch nehmen. Das genügt. Unsere Bekannten in London werden in dieser Zeit vergessen haben, daß ich je eine Tochter hatte! Nun, was denken Sie darüber?"

„Ein und ein halbes Jahr ist eine sehr lange Zeit — eine schrecklich lange Zeit," sagte Christmas mit verdüstertem Angesicht. „Das ist ja so gut wie lebenslängliche Verbannung. In der Zeit könnte man sterben. Aber Sie sind mir freundlich begegnet, das muß ich sagen, und ich habe Marien mein Wort verpfändet, daß ich suchen würde, alles zu thun, was Sie verlangen."

„Ich bin Marien sehr verbunden. Aber ich

denke, Sie verstehen mich nicht ganz, Pembroke — Sie meinen jedenfalls nicht, was ich meine. Ich will Sie nicht allein in die Verbannung schicken, wie Sie es nennen."

„O!" rief Christmas aus und erröthete vor Entzücken wie ein Knabe.

„Nein! Nehmen Sie Marie mit sich — ich glaube wohl, daß sie gehen will."

„O ja!" erklärte der junge Mann mit vollstem Vertrauen.

„Ja, ich setze es auch voraus. Nun wohl, nehmen Sie sie mit. Mein guter Pembroke, wie denken Sie wohl, daß meine Tochter und ich diese ganze Zeit über fertig werden sollten? Ich meine, nach dem, was sich zugetragen hat. Nein, nein; es ist für uns alle das Beste, unser kleines Lager abzubrechen, und verschiedene Wege einzuschlagen. Wenn wir dann wieder zusammentreffen müssen, so stehen wir auf einem andern Fuß und werden vielleicht mit einander ausgesöhnt sein. Ich werde dann alles dies vergessen haben und Marie mit Freuden willkommen heißen. Wird das genügen?"

„Für mich genügt es, Sir John, und ich denke, für sie kann ich einstehen."

„Kein Zweifel, kein Zweifel. Wir wollen aber die Sache gewiß machen. Wir wollen sie selbst fragen.“

Sir John klingelte und befahl dem Diener, Miß Challoner zu sagen, daß ihr Vater sie in der Bibliothek zu sehen wünsche.

„Unterdessen, um Mädchen nicht in Geldangelegenheiten zu bringen,“ sagte Sir John, „Marie soll natürlich ihr Vermögen bekommen —“

„Nicht, wenn ich etwas über sie vermag,“ sagte Christmas sehr energisch. „Nicht einen Sixpence, Sir John, und ich weiß, daß ich hierin für sie einstehen kann. Niemand in der Welt soll sagen, ich habe Marie Challoner des Geldes halber geheirathet.“

„Mein guter Junge, wie soll jedermann in der Welt erfahren, daß Sie das Geld nicht bekommen haben? Jedermann in der Welt kann doch nicht Einsicht nehmen in Ihre Kassenverhältnisse.“

„Immerhin sollen Sie es wissen, Sir John.“

„Ich habe noch nie gedacht, Sie fragten bei ihr nach dem Gelde. Ich weiß, wie wenig Ihr Vater sich um das Geld bekümmerte, und wie wenig er von dem hatte, was die Welt Klugheit

nennt. Aber wir können das für jetzt bei Seite lassen. Ich werde nur darauf bestehen, daß Sie Ihre Verbindung mit unserm Hause wiederaufnehmen, und dann sollen Sie dort so schnell steigen, wie Sie können. Um Ihnen die volle Wahrheit zu sagen, Pembroke, ich werde mich freuen, meinen Schwiegersohn im Geschäft zu haben, und Sie wissen, in Geschäften hielt ich immer viel von Ihnen. Um meiner Tochter willen werden Sie sich schätzbar machen, das weiß ich, und Sie werden emporkommen — Sie werden emporkommen. Nun wohl, das ist entschieden, dagegen hat doch Ihre stolze Unabhängigkeit nichts einzuwenden?"

„Ich bin nur zu dankbar, und ich werde es zu beweisen suchen."

„Nun, Sie wissen, daß das so sehr in meinem als in Ihrem Interesse liegt. Ich muß meinem Schwiegersohn vorwärtshelfen, und daß Sie im Geschäft sind, ist der eine Theil der Sache, der mir gefällt. Sie sind hoffentlich über meine Freimüthigkeit nicht beleidigt? — Ah, da kommt Marie!"

Eines Abends im Frühsommer, wenige Monate nach dem zuletzt Erzählten, saß Dione Lyle auf ihrem Balkon, am Geländer, wie ihre Gewohnheit war, mit dem Arm auf dasselbe gestützt, und blickte durch das zarte Grün der jungen Blätter hinüber nach der Stelle, wo die Sonne in's Meer sank. Das Wetter war noch mild, hatte nur erst einen sanften Vorgeschmack der sommerlichen Hitze, der Himmel war blaßblau, am Horizont silbern abgetönt, und Mond und Sonne waren zugleicherzeit am Himmel sichtbar. Der alte Merlin verrichtete einige Arbeit unten im Garten zwischen den Rosen, von denen Marie sich einige an dem Abend gebrochen hatte, als sie Durewoods verließ, um ihre erste Londoner Saison mitzumachen. Merlin sah auf, zeigte nach der Sonne und dem Monde und sagte mit seinen überreichen Gestikulationen etwas über den schönen Abend und den kommenden Sommer.

„Aber diesen Sommer werde ich allein sein, Merlin."

„Nein, nein — nimmer 'lein," sagte Merlin und hielt mit seiner Arbeit inne, um ernst und energisch zu protestiren.

„Janet will sich verheirathen, und ich muß ein

neues Mädchen haben, Miß Marie und Mr. Christmas sind verheirathet und sind weggegangen, an das andere Ende der Welt."

„Miß Lyle nimmer 'lein," betheuerte Merlin noch und schlug sich mit der runzeligen braunen Hand auf die Brust. „Nein, nein; Merlin nicht verheirathet — Merlin nicht gegangen nach der andern Welt" (er hatte ihre Worte nicht ganz verstanden) „Merlin immer bleiben 'bei Miß Lyle! Nein, nein — nimmer 'lein, nimmer 'lein!"

Und er wandte sich wieder seiner Arbeit zu, noch gelegentlich seine Brust schlagend und sich selber seine beruhigende Formel wiederholend.

Miß Lyle lächelte gutmüthig, schien aber nichtsdestoweniger etwas melancholisch.

„Ich möchte wissen, wo sie jetzt sind," sagte sie sich selbst. „Sie müssen jetzt schon auf dem Schiffe sein. Nun, es ist gerade ein solcher Abend, an dem man in ein neues Leben hinaussegeln kann."

Ihre Gedanken fingen an, in die Vergangenheit zurückzuwandern, worin sie jetzt soviel lebte. Sie erinnerte sich längst vergangener, süßer, stiller Abende unter den unzertrennbar scheinenden Freunden und der Hoffnung, die so hell strahlte und so bald

starb. Sie dachte an das junge Paar, das jetzt hinausschiffte, und war froh mitten in ihren Erinnerungen.

„Es freut mich, daß ich ihnen jenes Versprechen abnahm,“ dachte sie. „Sie werden dies Fleckchen immer behalten, wenn ich es verlassen habe; dann werden sie auf diesem Balkon sitzen — und mir ist's, als müßte ich sie irgendwie sehen können.“ —

Während so Sonne und Mond zusammen hinunterblickten auf die Bai von Durewoods und in die kleine Vertiefung zwischen den Bäumen am Abhang des Hügels zu schauen versuchten und einen Strahl sanften, verklärenden Lichtes auf den kleinen Dorfkirchhof warfen, wo der arme Nat Cramp schlummerte — sah aus einem Fenster im Westcentrum Londons ein bleiches Mädchen mit glänzenden Augen. Unten war außer dem Pflaster, den geschäftigen Fußgängern und den nach den Bahnhöfen eilenden hochbeladenen Gepäckdroschken nicht viel zu sehen. So blickte Sybil Jansen naturgemäß hinauf nach dem Abendhimmel, an dem Sonne und Mond zusammen sichtbar waren.

„Ich möchte wissen, wo Er und Sie jetzt sind,“ dachte sie.

Sie blickte eine lange Weile in den Himmel und dachte nur an ihn und sie und wo sie wären und wie glücklich sie sein müßten und wie das Leben mancher Menschen so öde wäre, und was dergleichen Gedanken mehr sind, die fast jeder glückliche Liebesbund in der Brust dieses oder jenes Menschen erweckt, bis die Stimme ihrer Mutter sie rief. Dann begab sie sich still in ihr Zimmer, zeigte sich so heiter, wie sie konnte, ünd hing nur zu Zeiten trüben, schweigsamen Gedanken nach, die sich aber nicht mit ihrer eigenen Person beschäftigten, sondern nur mit „ihm und ihr."

Unterdessen hatte der nach New York gehende Cunard-Dampfer das Felsenriff in der Mündung des Mersey passiert und ließ von der einen Seite die langgestreckte, niedrige Lancashire-Küste, von der andern Seite die Sandhügel, die röthlichen Felsen, und das breite Gestade New Brightons hinter sich zurück. Das Schiff nahm stöhnend seinen Weg hinaus in die See, und die See erschien wohl zitternder als der Himmel, aber nicht minder ruhig.

Marie und Christmas Pembroke waren aus dem Salon herausgekommen und durchschritten das Schiff vom Hintertheil bis zum Bug, um einen Moment

von den andern Passagieren frei zu sein und über das Wasser hinauszublicken, durch welches sie sich hindurcharbeiteten. Eine Zeitlang waren sie schweigsam in der ganzen Fülle ihres Glückes.

Endlich sagte Christmas in leisem Ton: „Das ist ein Abend, um eine Reise anzutreten.“

„Sieh, Sonne und Mond stehen zusammen am Horizont,“ sagte Marie. „Ob das wohl beim Beginn einer Reise ein gutes Omen ist? Ich hoffe es.“

„Mir muß alles ein gutes Omen sein, Marie. Du bist ganz und gar mein gutes Omen.“

„Ich möchte wissen, ob Miß Lyle jetzt auf ihrem Balkon ist und in den lieblichen Himmel hinausblickt? Und ob sie wohl an uns denkt? Wie selbstsüchtig wir in unserm Glücke sind! Ich möchte gern wissen, daß Miß Lyle jetzt an uns dächte, und möchte, daß sie wüßte, wie wir an sie denken.“

„Das wird sie gewiß von uns glauben, Marie. Und sie ist so theilnahmsvoll und so herzensgut, daß ich denke, sie würde es uns nicht nachtragen, wenn wir in diesem Moment alles außer uns selbst vergäßen. Ich weiß, sie würde mich nicht tadeln; ist mir's doch noch immer, als habe ich Dich entführt und als könne noch ein anderer kommen und

Dich mir entreißen. Ich kann es noch gar nicht alles für wahr halten. Wenn wir weit draußen auf dem Meere sein werden, dann werde ich anfangen zu glauben, daß ich Dich wirklich besitze! Dann wollen wir in der Nacht auf dem Deck promeniren und uns von den Leuten und Plätzen unterhalten, die wir zurückgelassen haben."

„Ist es nicht ein Glück, daß wir so freundschaftlich von meinem Vater geschieden sind, und daß er so befriedigt ist? Ist er nicht sehr gut, Chris?"

Sie sagte dies etwas eindringlich, denn sie wäre gern über ihren Vater wieder ganz beruhigt worden und hätte gern sein zerbrochenes Bild so gut wie möglich wieder zusammengefügt — jetzt, wo sie ihren Willen durchgesetzt hatte und so glücklich war. Christmas ging sofort darauf ein. Dann plauderten sie wieder, wie es ja natürlich war, von sich selber und ihrem Glück und ihren Aussichten.

„Ich kann es kaum glauben, Chris, daß wir beide, Du und ich zusammen, durch ganz Amerika reisen werden. Wenn Du wüßtest, was für ein krankes, trostloses Herz ich hatte, als ich zum ersten Mal diese Reise machte! Es scheint mir jetzt wunder-

bar, aber damals verstand ich nicht, warum ich so unglücklich war."

„Unsere Geschichte scheint mir überhaupt sehr wunderbar. So wunderbar, daß ich mich noch selber frage: Kann sie wahr sein? Erst vor Kurzem steckte ich in den Tiefen der Verzweiflung, und jetzt befinde ich mich in einem Taumel der Glückseligkeit."

„Und wir treten einen großen Feiertag an in einer wundervollen, neuen Welt, Du und ich allein, und wir werden zusammen reisen, zusammen leben und zusammen zurückkommen."

„Ja, Marie, und wir werden mit einander an der Küste von Saucelito stehen und auf die Bucht von San Francisco hinausblicken und dabei an Durewoods denken."

„Ja — und Du und ich, wir werden mit einander hindurchpassiren durch das Goldene Thor!"

Ende.

Druck von Gustav Meyer, Berlin W., Leipzigerstr. 39.

Von der **Englischen Roman-Bibliothek** sind des ferneren erschienen, sowie zunächst in Vorbereitung:

Burnett, Dolly — eine Liebesgeschichte, und andere Novellen.
— Das Grubenmädchen von Lancashire.
— Des Erfinders Erbe.
Fothergill, Die erste Violine.
— Die Zeit der Prüfung.
Percy Greg, Jenseits des Zodiakus.
Besant & Rice, Der verkaufte Appetit.
— Von der Kehrseite.
— Der Traukaplan des London Fleet.
— In Trafalgars Bay.
Wingfield, In Ihrer Majestät Gewahrsam.
— Der Hafen des Unfriedens.
Mc. Carthy, Die Nachbarn vom See.
— Donna Quixote.
Tourgee, Eines Narren Narrenstreich.
Cable, Die Grandissimes.
Black, In Sammet und Seide — Kilmeny.
— Macleod — Sonnenaufgang.
Hardy, Der Stabstrompeter.
Payn, Die Diamanten der gnädigen Frau.
— Aus der Verbannung.
— Eine Traube von den Dornen.
Blackmore, Der Freihändler.
— Christowell.
Lynn Linton, Die junge Rebellin.
Hunt, Das bleierne Kästchen.
Francillon, Königin Kophetua.
Murray, Eines Lebens Buße.
— Josephs Rock.
Norris, Eheglück.
Forrester, Roy und Viola.
Anth. Trollope, Marian Fay.